



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagbuch.

I.

Die Rüstungen in Oesterreich.

Von der österreichischen Grenze.

Oesterreich läßt wirklich waffnen! Mehrere Regimenter werden auf den Kriegsfuß gesetzt, die Urlauber einberufen, Militärmassen in Bewegung gesetzt und Vorbereitungen zum blutigen Ernste gemacht. Gegen wen? Wenn man dem österreichischen Beobachter als Wetterhahn unserer wirklichen Politik betrachten wollte, so müßte man glauben, die Schweiz und Niemand anderer als die Schweiz würde die ganze Wucht unseres Zorns zu tragen haben. Die heutige Nummer dieses officiösen Blattes streicht sich ungemein kriegslustig den Schnurrbart. Die „radicale Partei, die jetzt in Bern residirt“ — Styl des Journal des Debats — geht Hand in Hand mit den — Communisten. Nun das ist das alte Lied. Den Communistenpopanz haben wir gleichfalls von dem Journal des Debats gelernt. Louis Philipp, der mit Hülfe der reichen Bourgeoisie regiert, hat sich vor drei, vier Jahren dieses Schreckbildes: Communisten ante portas! mit Glück bedient, um seine Anhänger hübsch beisammen zu halten. Heute, wo der Communismus alle Biere von sich streckt, schämt sich sogar das Journal des Debats mit diesem Bau-Bau die Kinder schrecken zu wollen. Was will man damit in Oesterreich? Wir fürchten uns vor keinen Communisten. Wir fürchten uns vor Bankrotten der Reichen, vor dem Communismus der Banquiers, die ihre Wechsel in die Nationalbank legen und Banknoten dafür erhalten. Die Schweizer Communisten sind noch sehr weit und — ehe sie uns fressen werden, können wir noch hübsch fett werden. Aber wenn wir fortfahren Siegwart Müllers Kassen zu füllen, Kriegsmunition zu häufen, Regimenter auszurüsten und ähnlichen Aufwand der Staatskasse aufzubürden, bloß um die Communisten tief in der Schweiz drinnen aufzufuchen — so könnte uns ganz in unserer Nähe ein Unglück passiren, das alle Communisten abschrecken würde sich in unsere Geldverhältnisse zu mischen.

Glauben wir doch dem alten Brummbar nicht, der sich österreichischer Beobachter nennt. Er überläßt sich seiner üblen Laune — wie jedes andere Blatt. Nur die Wiener Zeitung ist unser officiöses Blatt. Es kann dem Leser nicht entgehen, daß die Artikel des österreichischen Beobachters, wenn die Wiener Zeitung sie aufnimmt, nie unter der Rubrik „Innland“ oder der eigentlichen politischen Neuigkeiten stehen, sondern rückwärts unter dem Strich, dort, wo von den Versammlungen des Gewerbevereins, von den neuen Erfindungen mit dem großen Heizapparat und von den Stücken

der Herren Deinhardstein und Otto Prechtler die Rede ist. Die Wiener Hofzeitung repräsentirt in ihren Hauptspalten den Hof, die Dynastie, den Staat — der österreichische Beobachter repräsentirt eine Partei, eine mächtige hochgewaltige Partei — aber immer doch nur einen Parteistandpunkt. Wir sagen dies im Interesse der Würde unseres Staates — damit man im Auslande nicht glaube, Oesterreich gebe sich ein Dementi, wenn es nicht das Programm des Beobachters einhält. Der Beobachter ist ein Vorposten, ein Plänkler; aber nicht das Centrum. Die Schlacht ist noch keineswegs engagirt, wenn der Beobachter den Säbel flimmern läßt. Im Gegentheil, wir glauben der Beobachter führt in diesem Augenblicke ein Scheinmanöver aus, um die Truppenconcentrirung zu decken, die wohl ganz andern Eventualitäten gelten als den schweizerischen Angelegenheiten.

Betrachten wir ein Mal ruhig und leidenschaftslos die österreichische Regierungsposition. Wir gehören leider zu Denen, die in Bezug auf Alles, was die Organisation des innern Staats betrifft, voll Stupors sind. Wir suchen vergebens nach den Männern und den energischen Ideen, welche die vielfachen innern Reformen, über deren Nothwendigkeit wohl Niemand mehr sich eine Täuschung macht, durchsetzen könnten. In dem Quietismus einer alten und veralteten Schule erzogen, abgesperrt, abgeneigt den bewegenden Ideen, die ringsumher, selbst in den conservativen Staaten des außer-russischen, türkischen und neapolitanischen Europa's, am Ruder sitzen — zittert man vor jeder Neuerung, weil konsequenter Weise eine die andere bedingt, und Niemand die Energie sich zutraut, die Organisation dieser neuen Staatsordnung über sich zu nehmen.

Ganz anders ist es mit der äußern Politik. Hier ist Oesterreich nicht veraltet, auf diesem Gebiete ist es in fortwährender Übung geblieben und man darf vielleicht behaupten, daß in der Epoche von 1830 bis 1840 Oesterreich mehr diplomatische Meisterstücke ausgeführt hat, als in der ganzen napoleonischen Zeit. Gott bewahre uns, die moralische Tendenz dieser Politik vertreten zu wollen. Von dieser sprechen wir in diesem Augenblicke nicht. Wir haben es hier bloß mit der Geschicklichkeit der Diplomatie zu thun, in so weit sie eine abgeschlossene Kunst oder Wissenschaft ist: die Kunst der Täuschung, der Gruppierung von Verhältnissen, der Ausbeute egoistischer Gegensätze, die Wissenschaft des Calculs, der Vorsicht, die Kriegswissenschaft auf teppichbedeckten Schlachtfeldern. Es ist nur ein Hauptpunkt, den die österreichische Diplomatie nicht versteht: die Politik des Handels. Es ist dies allerdings die Hauptpolitik der Neuzeit, die Politik, deren Meisterschaft England so groß machte, die Politik, durch deren Unkenntniß Oesterreich den ungeheuren Fehler an den Donaumündungen beging. Aber in allen übrigen Zweigen der auswärtigen Politik wird Niemand Oesterreich absprechen können, daß es genau weiß, was es will, wohin es zielt und wie man das Ziel erreicht.

Auf diesen sichern Blick in Allem, was die auswärtige Politik betrifft, bauen wir unser Argument, daß die Kriegsrüstungen, die Oesterreich jetzt macht — keineswegs der Schweiz gelten können. Wir haben bereits vor vier Wochen, als der Kampf in der Schweiz noch unentschieden war, als eine Intervention zu Gunsten des Sonderbundes noch Menschenverstand gehabt hätte, nachzuweisen gesucht, daß Oesterreich jedem Interventionsversuch, den es gemeinschaftlich mit Frankreich machen müßte, entgegen sein muß. Mittlerweile ist der Sonderbund verschwunden, seine Führer sind geflüchtet, der Bürgerkrieg ist zu Ende gegangen mit so geringen Excessen, wie die Geschichte vielleicht kein zweites Beispiel aufzuweisen hat. Ist dadurch die Wahrscheinlichkeit zu einer Intervention gewachsen? England ist zurückgetreten von der Collectivnote der

vier Mächte — ist dies vielleicht ein Grund mehr zur Intervention? In Paris steht die Kammereröffnung vor der Thüre, in allen Departements haben die Reformbankette an der Gewalt des dirigirenden Ministers gerüttelt und niemals vielleicht ist das Portefeuille des Herrn Guizot so sehr in Frage gestellt gewesen, als jetzt. Ist dies vielleicht ein Grund mehr, daß sich Oesterreich an Frankreich schließt? Sind denn die Traditionen österreichischer Politik plötzlich verschwunden, daß es seinen historischen Allirten England der neugebackenen Freundschaft mit Frankreich opfern soll? Ist denn dies alte Oesterreich wirklich ein so leichtsinniger Gesell, daß es sich seinem Erbfeind wie betrunken in die Arme stürzen wird? Ist Herr Guizot gefest? Ist Se. Maj. Louis Philipp ein rothwangiger Jüngling von 24 Jahren? Leben wir denn in den Zeiten der Märchen, daß man das Wunder einer französisch-österreichischen Allianz so gläubig hinnimmt, als wären die Zeitungen illustrierte Ausgaben von Tausend und eine Nacht? Hat Oesterreich durch 17 Jahre deshalb alle möglichen fait accomplis so geduldig hingenommen, um jetzt bei einer verhältnißmäßig geringfügigeren Veranlassung loszufahren?

Ueberschauen wir dies Alles und vergleichen wir die unablenkbaren Armeebewegungen und Rüstungen in Oesterreich damit, so fragen wir uns im Stillen, ob denn nicht Tirol eben so gut die Grenzen der Schweiz als Italiens dominirt, wir bedenken, daß Rom und Florenz keineswegs in der ruhigsten Stimmung sind, wir bedenken, daß die Dampfbote von Sicilien mit immer größerer Beunruhigung in Neapel erwartet werden, wir bedenken, daß das Ballinafest in Genua (zur Erinnerung an die Mänung der Stadt von den Oesterreichern) im vorigen Jahre nicht gefeiert werden durfte — während es dieses Jahr officiell von Charles Albert erlaubt wurde. Wir bedenken dies Alles und bedenken zugleich, daß die Lombardei und Venedig die reichsten und ergiebigsten Provinzen der österreichischen Monarchie sind, für deren Erhaltung die Politik allerdings die Aufwendung aller Mittel des Staatscredits in Anspruch zu nehmen gebietet. Und nun glauben wir auch den Donner des österreichischen Beobachters gegen die Schweiz zu verstehen, deren Berge die officiellen Bligableiter bilden. Der wahre Zug des Gewitters aber geht ganz anderswo hin. Im Nibelungenliede wird Verona — Bern genannt.

††.

II.

Das Leipziger Theater.

Von einem Berliner.

Es ist nicht gerade der gewöhnliche Lauf der Dinge, daß ein Fremder sich über einen Gegenstand vernehmen läßt, der doch jedem Leipziger geläufig sein muß, und noch dazu hier, wo so viele competente Richter sich in allen Gassen zusammendrängen, legitime Theaterdichter, junge Literaten, die ein Manuscript in der Tasche, mit schweren Attentaten auf die Ohren und die Geduld ihrer Freunde umhergehen, Kritiker von Metier, artistisch-literarische Novellenverfertiger und dergl. mehr. Nach dem aber, was ich gesehen, kann ich nur vermuthen, daß sich Recensenten von Bildung nach so und so viel Versuchen, nicht mehr gern dazu hergeben mögen, leeres Stroh zu dreschen. Vielleicht wird es nicht ohne Interesse sein, von einem Unbetheiligten, der gegen einzelne Personen weder Liebe noch Haß haben kann, weil er keinen von ihnen kennt, ein unbefangenes Urtheil zu hören. Ein Kritiker kann freier von der Leber wegreden, wenn er sagen kann: morgen gehe ich weg und komme sobald nicht wieder.

Grenzboten. IV. 1847.

69

Ich muß gestehen, daß ich mit sehr guten Erwartungen herkam. Man hat von Leipzig in Norddeutschland eine etwas dämmerhafte, unbestimmte Idee — Centralpunkt des Buchhandels, der Literatur, Gewandhausconcerte, Museum, Eisenbahnen 2c. — jedenfalls denkt man sich recht viel dabei. Namentlich hat die Bühne einen guten Ruf, und Fräulein Unzelmann, die ich in Berlin sah und die Leipzig noch nicht vor so langer Zeit verlassen hat, spannte die Erwartung ziemlich hoch.

Bald nach meiner Ankunft wurde „Hamlet“ gegeben. Ich freute mich um so mehr darauf, da dies nach dem einstimmigen Urtheil Aller, die mit mir sprachen, die glänzendste Leistung des jungen Künstlers sein sollte, um dessen Besitz Leipzig mit sieben andern Städten streiten soll.

Ich überzeugte mich zuerst mit raschem Ueberblick von der Wahrheit der Tradition, welche das Leipziger Parterre zu einer Kleidermasse macht, und erwartete dann mit beruhigtem Gewissen das Aufgehen des Vorhangs. Als in der ersten Scene Franzesco sagt: „'s ist bitter kalt und mir ist schlimm zu Muth,“ fiel mir ein, daß er meine eigene Lage schilderte; trotz meines Pelzes fror ich bis in's Innerste meiner Seele. Ob die Theaterdirection von dem Geheimniß, das Theater zu erwärmen, noch nichts gehört hatte, oder ob sie nur im Hamlet nicht heizen ließ, um das Schauerliche des Eindrucks zu steigern, konnte ich damals noch nicht unterscheiden. Der Geist trat in dem traditionellen Kostüm auf, und es war dunkel genug, sich ihn nach Belieben schauerlich vorstellen zu können. Nur befremdete mich einigermaßen die seltsame Art, in der sich der Geist über das Theater bewegte. Er nahm mit dem einen Bein einen ziemlich starken Vorsprung und zog dann rasch das zweite nach, machte Front, und wiederholte dann dasselbe Experiment; ein Verfahren, wie ich es beim Exerciren der Garde in Berlin häufig genug beobachtet. Ich muß aber gestehen, daß mir damals diese Bewegung gar nicht geisterhaft vorgekommen war.

In der zweiten Scene konnte ich während der Rede, die der König nachdrücklich und im angemessenen Tiefbaß hersagte, einen raschen Ueberblick über die beteiligten Personen gewinnen. Der Anblick der Königin floß mir Entsetzen ein; dagegen war das Aeußere des Prinzen geeignet, zu den kühnsten Hoffnungen zu berechtigen: ein ausdrucksvolles, bedeutendes Gesicht und wenigstens die Maske der Blafirttheit in einem Grade angenommen, wie ich es auf der Bühne noch nicht gesehen hatte. Aber gleich bei seinen ersten Worten: „mehr als befreundet, weniger als Freund,“ die er bei Seite sprechen soll, die er hier aber mit scharfer Betonung jeder einzelnen Sylbe dem König in's Gesicht sagte, wurde ich stutzig; noch mehr, als er gleich darauf bei der zweiten Antwort: „Nicht doch mein Fürst, ich habe zu viel Sonne“ in ein Pathos und eine Verzweiflung ausbrach, daß ich überzeugt war, wenn hier eine angemessene Steigerung einträte, so würde er im dritten Act sprachlos und völlig aufgelöst vom Theater getragen werden. In der That war auch die Steigerung schon in der nächsten Scene, dem Gespräch mit Horatio, schreckenerregend. Es ist doch offenbar, daß Hamlet als ein fein gebildeter, aber blafirter, durch die Unendlichkeit seines Idealismus geistig corruptirter, junger Mann auftritt, der über Alles hinaus ist, und der in den vernorrenen Verhältnissen seines Vaterhauses eine neue Begründung seiner souveränen Ironie gegen das Reich der Wirklichkeit findet. Er ist gedrückt, ohne recht zu wissen warum, und weiß sich doch andererseits sehr viel auf diese Mißstimmung, die ihn von den ordinären Leuten unterscheidet. Seine Redensarten sind schlechte Witze, die er leicht hinwirft, theils um seiner Mißstimmung einen Ausdruck zu geben, theils um seinen Umgebungen

ein Räthsel zu sein. Besonders markiren kann er sie nicht, ohne sich selber lächerlich vorzukommen.

Nun folgt die Scene mit dem Geist. Hamlet bot alle Kräfte auf, das Entsetzen seiner Seele auszudrücken, und es gelang ihm vollkommen, obgleich der Geist sich alle Mühe gab, die Sache in's Weinerliche zu ziehen, weil er seine langen Reden (die man beiläufig bei der Aufführung wohl um ein Wesentliches verkürzen könnte) in einem eintönigen, larmoyanten Ton hersagte, der weniger nach der Unterwelt, als nach den stereotypen Modulationen eines alten Bettlers schmeckte. Auch das „Schwört!“ rief der alte Maulwurf in demselben trübseligen Ton herauf.

Meine Idee war schon etwas heruntergestimmt, aber als Hamlet bei den Worten: „Schreibtafel her! ich will es niederschreiben, daß einer lächeln kann“ u. s. w., in der That seinen Rock aufknöpfte, eine Brieftasche hervorzog, und jene statistische Notiz in allem Ernst in sein Gedebuch notirte, es dann zumachte, lebhaft darauf klopfte mit den Worten: da steht ihr Dheim! und es dann wieder in die Tasche steckte. Da, muß ich gestehen, gerieth ich doch aus der Fassung. Aber wie ist es möglich, wie ist es menschenmöglich, zu glauben, Hamlet werde sich wirklich jene Bemerkung — noch dazu bei stockfinsterner Nacht — in sein Album aufzeichnen! Die Bemerkung, daß einer lächeln könne und doch ein Schurke sei!

Ich will mich bei den einzelnen Scenen nicht länger aufhalten. Hamlet legte offenbar das ganze Pathos seiner Rolle in die einzelnen Scenen, und es gelang ihm Einzelnes darin, z. B. der Jubel bei der Entdeckung, daß der König wirklich der Mörder seines Vaters sei, vorzüglich; aber von einem Versuch, die heterogenen Momente, in denen die innere Zerrüttung eines geistvollen Menschen ohne Glauben und ohne sittlichen Inhalt zur Erscheinung kommt, zu einem Gesamtbilde zu vereinigen, war nicht die Rede. — Es ist das ein Glück, der auf unsern jetzigen Schauspielern ruht, vorzugsweise mit solchen Charakteren zu thun zu haben, die nur geistreich sind, die aber in keinem Augenblick wissen, was sie eigentlich wollen, eben so wenig als der Dichter selbst es weiß — einem Uriel Acosta und ähnlicher, die in jeder Scene eben so gut das Entgegengesetzte sagen und thun könnten, als was sie wirklich sagen und thun. Bei diesen rein willkürlichen Fiktionen kann der Schauspieler allerdings in einzelnen Scenen die gedankenlose Masse zum Jubel und zur Bewunderung hinreißen, aber die eigentliche Kunst, lebendige, bestimmte Charaktere nachzufühlen und durchzuführen, geht darüber verloren. Hamlet ist nun der einzige Charakter Shakespeare's, der dem Anschein nach eine gewisse Verwandtschaft mit jenen unbestimmten Wesen zu haben scheint, die wohl zum Theil nach seinem Bilde geschaffen sind, aber auch nur dem Anschein nach, denn wenn auch Hamlet das Bewußtsein, das er über seinen eignen Zustand hat, weder realisiren noch beherrschen kann, so beherrscht ihn der Dichter sehr wohl, und was er fühlt, denkt und unternimmt, ist in jedem Augenblick sehr wohl zu begreifen.

Dieser Mangel an Totalität macht sich auch bei der Darstellung einzelner Scenen geltend. In dem Beginn des Gesprächs mit Ophelia schien Hamlet seine Situation sehr wohl aufzufassen, er sah sich einige Male um, und schien damit andeuten zu wollen, daß er merke, wie man ihn belauscht, wie Ophelia eine Komödie mit ihm aufzuführen soll. Von dieser Auffassung war aber im weiteren Verlauf des Gesprächs keine Spur mehr zu erkennen, was freilich zum Theil auch an der verfehlten Anordnung der Scene lag, denn man muß in bestimmten Augenblicken sehen, wie Hamlet seine Mutter, den König, den Polonius bemerkt, sie müssen einzeln hervortreten, um die Gedankensprünge des Prinzen zu motiviren. So aber fiel selbst der Wechsel des To-

nies, der Gebärden durchaus willkürlich aus, und die Scene endete in dem weinerlich-verdrießlichen Tone, vor dem sich Hamlet überhaupt zu hüten hat, denn er verfällt zuweilen an Stellen darin, wo man es am wenigsten vermuthen sollte.

Auch über die irrationellen Stellungen, durch welche Hamlet seinen schönen Körper zuweilen auf das Unnatürlichste verrenkt, ließe sich manches sagen. So war seine Lieblingsstellung in diesem Stück, namentlich wenn er melancholisch wurde, daß er die eine Schulter in die Höhe zog, und seinen Kopf in dieselbe eindrückte, was sich zwar recht schwermüthig, aber durchaus nicht schön ausnahm. In der Theaterscene soll er auf einem niedrigen Sessel zu den Füßen der Ophelia sitzen, auf deren Schooß er seinen Kopf legen will. Statt dessen hatte er sich auf den Bauch gelegt, und blieb in dieser Stellung während der ganzen Aufführung, bis er am Schluß wie eine Schlange erst ein kleines Ende fortrutschte, dann plötzlich emporschnellte — eine Wendung, die mehr von gymnastischer Fertigkeit als von Geschmack zeigt.

Herr Wagner besitzt die glücklichsten Anlagen; von seiner äußerlichen Erscheinung habe ich schon gesprochen, seine Stimme hat Kraft und Biegsamkeit, obgleich er sie nicht zu beherrschen weiß; und was die Hauptsache ist, er hat Poesie, Gemüth und Leidenschaft. Auch ist aus seiner ganzen Darstellung ersichtlich, daß er studirt. Aber dieses Studium scheint nicht das rechte zu sein; über dem Streben nach glänzender Ausführung einzelner Partien verliert er die Uebersicht des Ganzen. In den Schemen, die man heut zu Tage auf die Bühne bringt, läßt sich das ertragen, obgleich auch darin ein ausgezeichnete Schauspielers ein gewisses Leben hineinzubringen versteht, aber ein wahres Kunstwerk wird durch solche Virtuosenkunststücke zerstört.

Ophelia wurde übermenschlich abscheulich dargestellt. Wenn Laertes sagt, selbst den Wahnsinn verwandle sie in Grazie, so war das hier offenbar Ironie. Dieses heftige, rasche Losschreien, diese Sprünge in der Stimme und selbst in der Bewegung raubten dem Charakter alle Poesie, und machten ihn zu einer abstracten Figur des Irrenhauses. Es war hier ein Mißgriff in der Besetzung der Rolle, ich habe die junge Schauspielerinnen später in einigen Comödien gesehen, wo sie ganz an ihrem Platz war. Ich weiß freilich nicht recht, ob ich von Mißgriff reden darf, denn obgleich ich überzeugt bin, daß man nur mit einiger Schwierigkeit sich eine noch schlechtere Darstellung der Ophelia denken kann, so fürcht' ich doch, daß diese Aufgabe keiner der übrigen Schauspielerinnen, die ich jetzt in Leipzig gesehen habe, gelungen wäre. In seinen Schauspielerinnen darf sich Leipzig dreist mit jeder schlechten Provinzialbühne messen — wenn ich Frau Günther-Bachmann ausnehme, die in Soubrettenrollen, Knaben u. dgl. eine angenehme Erscheinung ist, die aber auch zu Allem herhalten muß, denn sie spielt die Stumme, die Susanne im Figaro, und alle komischen Figuren im Lustspiel. Fr. Gey in der Rolle einer jungen unbedeutenden Dame und Frau Eike als böse oder gutherzige Martrone befriedigen ebenfalls; von allen übrigen Damen, die in der Oper oder im Schauspiel das Publikum zu entzücken suchen, ist lieber nichts zu sagen.

Noch schlimmer wo möglich als die Darstellung der „Ophelia“ fiel die des Polonius aus. Was sich der Darsteller eigentlich unter dieser Figur gedacht hat, ist mir unbegreiflich. Das einzige Charakteristische, das er ihr zu geben wußte, war die beständig gebückte Stellung und die tiefen Brusttöne; in seinem Spiel war auch nicht ein Anflug von Humor. Herr Paulmann ist für den Apotheker in Romeo engagirt, und besitzt zur Darstellung dieser und ähnlicher Rollen alle Mittel, aber sonst keine. Warum Herr Marx nicht diese Rolle gab, für die er ganz eigen geschaffen zu sein

scheint, und statt dessen die Rolle des Schauspielers übernahm, die er ziemlich mittelmäßig deklamirte, kann ich nichts sagen.

Horatio spielt sonst die Jesuiten, die Tartuffe's, die Hofmänner u. s. w., und weiß aus jeder dieser Figuren eine Abstraction, die personifizierte Niederträchtigkeit zu machen. —

Der König und Laertes (die Herren Keller und Richter) konnten billigen Anforderungen genügen. Beiden fehlt Poesie und Humor; aber der eine als Tyrann und polternder Alter, der andere als junger eifersüchtiger Ghemann, Student oder einfältiger Gardeoffizier füllen ihren Platz aus. In einem sonst guten Ensemble würden beide sehr brauchbar sein.

Von der Königin kann man sagen — spricht mir von allen Schrecken des Gewissens, nur von Gertrud nicht! daß Hamlet einer solchen Mutter gegenüber seine Fassung zu behaupten wußte, kann ihm nicht hoch genug angerechnet werden.

Mit dem Personal des Schauspiels sind wir — wenn wir noch ein Paar Komiker, die in einem einseitigen Fach das Nöthige leisten, Ballmann und Berthold, hinzufügen, — ziemlich fertig, bis auf den Regisseur des Theaters, Herrn Marr. Dieser steht allerdings außer dem Niveau der übrigen Schauspieler. Ich habe ihn seit der Zeit in mehreren Lustspielen gesehen, zuweilen in Rollen, die aus einzelnen Aperçus und aus einzelnen Theatereffecten so willkürlich zusammengesetzt waren, daß man an der Möglichkeit, aus ihnen ein Ganzes zu machen, eben so hätte verzweifeln sollen, als an dem Verstand des Dichters, der sie erdacht; und er hat sie doch in ein lebensvolles Bild verwandelt.

Die Kunst des Schauspielers beruht darin, in die Intentionen des Dichters vollkommen aufzugehen, und doch zugleich sich selbst zum Gegenstand zu haben, sich selbst zu beobachten. Denn die Poesie ist nicht bloß das Spiegelbild der Wirklichkeit, sie ist Ideal. Im Lustspiel wird die Idealität durch den Humor ersetzt. Ein naiv dummer Mensch wird die naive Dummheit nicht als ein Ideal darstellen können, und so ist es in allen anderen Charaktermasken.

Marr hat Kraft und Humor — welche letztere Eigenschaft z. B. Wagner ganz abgeht; sein ganzes Spiel verräth einen scharfen, tief einbringenden Verstand. Aber er scheint es mit seinen Rollen und mit dem Theater überhaupt gar leicht zu nehmen; er verläßt sich auf den Augenblick; er hat selten gut memorirt und wird dadurch oft ein Spiel des Zufalls, dehnend und schleppend. Ein ausgezeichnete Künstler wie er sollte doch auf das Spiel der ganzen Gesellschaft einen größeren Einfluß ausüben, namentlich da eine ganze Reihe von Schauspielern da ist, die, richtig geleitet, ein bestimmtes Charakterfach recht gut ausfüllen könnten.

Ein Verdienst hat das Leipziger Theater, und das zeichnet es vor vielen größeren Bühnen aus; es bringt schnell und unverdrossen die neuen Stücke. Auch während meiner Anwesenheit hat man eine ganze Reihe neuer Stücke aufgeführt, die freilich wenig geeignet sind, in der Poesie eine neue Phase zu beginnen.

Das eine war: „Die rothe Schleife,“ von Deinhardstein, österreichischer Censor und Rath. Es ist wahrscheinlich nach dem „Urbild des Tartuffe“ gearbeitet, und bewegt sich noch in der abstracten Literatur, die in den Zeiten der romantischen Schule und des jungen Deutschlands immer zu sich selber zurückkehrt, keinen anderen Gegenstand hat als sich selber, kein anderes Ziel kennt, als die eigene Erhebung. Taillandier in der Revue des deux mondes, der die übrigen Dramen Gutzkow's sehr glimpflich behandelt, erklärt dieses Urbild für sein schlechtestes Werk, wahrscheinlich weil er hier festen

Boden unter den Füßen fühlte und daher Muth zur Kritik hatte. Es ist allerdings arg, wie Gogolow mit der französischen Literatur umgeht, aber es ist doch noch nichts gegen Deinhardstein, der einen Präsidenten der Académie Française zu einem dummen Jungen macht, der von aller Welt gehänselt wird, und den Voltaire zwar zu einem recht geistreichen Menschen stempeln möchte, aber so, daß Voltaire sagen würde: Herr, behüte mich vor meinen Freunden! Die rothe Schleife ist das Zeichen der Académie und die Intrigue des Stückes dreht sich darum, daß Voltaire die Aufnahme in die Académie als die Bedingung aufstellt, unter der er in Paris bleiben will, daß seine Freunde dafür intriguiren, seine Feinde dagegen, und daß die ersten siegen, man weiß nicht recht wie. Und dann folgt die nöthige Doppelheirath. Um die Zahl der Literaten zu vervollständigen, tritt außer der Marquise Chatelet, die mathematische Werke schreibt, auch noch ein Berliner Professor der Mathematik, König, auf, der wegen seines Pops und seiner Bärenhaftigkeit verhöhnt wird, nachher aber trotz seines Pops und seiner Tabaksdose eine Theorie der Liebe aufstellt, wo die Vögel in den Zweigen singen u. dgl., und dadurch das Herz der Franzosen rührt — eine durchaus überflüssige Figur, die aber Gelegenheit zu zeitgemäßen Anspielungen gibt. Der Dottore des Stückes muß, um doch auch zur literarischen Noterie zu gehören, Studien über Comnambulismus treiben, und so Mesmer und den späteren Magnetiseurs vorgreifen. Auch der Präsident, jener dumme Junge, ist Literat; Voltaire zieht sich seine Feindschaft zu, indem er ihn in einem Briefe für den eitelsten Menschen von der Welt erklärt; er verhöhnt ihn wieder, indem er ihn belehrt, Eitelkeit wäre die erste Tugend.

Bunter ist ein Lustspiel (!) von Langenschwarz: „Die sieben Lügner.“ Ein Bruder stellt seine Schwester als seine Frau vor, und beleidigt dadurch seine Geliebte, ein Mann stellt seine Frau als seine Schwester vor, denn er soll ein Legat von 10,000 Thaler nur unter der Bedingung erhalten, daß er Celibataire bleibt; er ist Privatgeschäftsführer eines Privatmannes, — die Stellung ist nicht näher bezeichnet, ob er Haushälter, oder Stiefelpußer, oder was sonst ist — er ist Jesuit, Heuchler, Pietist, stiller Säufer, hat noch eine andere Liebchaft, die ihm die Augen ausfragen will, auch viele Gläubiger — Horatio spielt ihn; — dann ist auch ein flotter Bursch, der immer betrunken ist und den Leuten Geld auspreßt; er ist Baron und Heirathet nachher jene Müllerstochter, die dem Jesuiten die Augen ausfragen wollte, dann, wie gesagt, lügen sie alle, man weiß nicht recht warum, außerdem sind noch viele Mißverständnisse vorhanden, zuletzt kommen sie alle dahinter, der Jesuit sei Schuld an allem, er wird beschämt, aus dem Hause gejagt, seine Frau läßt sich von ihm scheiden, die Anderen verheirathen sich alle gegenseitig. Wie das Ganze zusammenhängt, ist nicht wohl zu sehen, aber einer läuft an dem anderen vorüber, wirft ihm wüthende Blicke zu, Thüren werden auf- und zugemacht, rechts und links verstecken sie sich, und es ist wenigstens viel Lärm, wenn auch nur um eine Omelette.

Recht ruhig ist dagegen ein Lustspiel von Feldmann: „Der Rechnungsrath.“ Charakter: ein Rechnungsrath, der weiter nichts spricht, als in Zahlen und Exempeln. Problem: er hat drei Töchter und will sie an den Mann bringen. Mittel: er schafft irgend einem dummen Teufel beim Minister ein Amt, unter der Bedingung, daß er eine seiner Töchter heirathet. Dies geschieht drei Mal, und so endet alles gut. Episode: einer will beim Minister aufwarten, hat keinen Leibrock an, borgt in der Eile einen anderen, der ihm nicht paßt, und das Auf- und Ausziehen versezt das Publikum in Entzücken.

Ende gut, alles gut: „Der Börsenschwindel als Eheprocurator oder eine

Frau als Lustspielhonorar," von Heine. Nicht von Heinrich. Börsenschwindel ist der Titel eines Lustspiels, das ein junger Commis schreibt, um die Hand seiner Geliebten zu erhalten, denn ihr Vater, ein baronisirter jüdischer Banquier, hat eine Passion für das Theater, und möchte seine Tochter gern einem dramatischen Dichter geben. Der „Börsenschwindel“ hat gefallen, schon ehe der Vorhang aufgeht, und der Commis könnte sich daher gleich nach Anfang des Stückes als Verfasser nennen und um seine Geliebte freien, aber es wird noch ein Hinderniß hineingelegt, der Baron hat seiner adligen Gemahlin versprochen, die Hand seiner Tochter keinem Kaufmann zu geben, der Commis muß also seinen Abschied haben, ehe er um sie anhält, das kann er auch leicht, da sie 200,000 Thaler Aussteuer erhält, aber es vergeht doch einige Zeit darüber, und um diese auszufüllen, müssen sich drei Freier — ein preussischer Gardeleutnant, der nur von parole d'honneur, Pferden u. dgl. spricht, und dessen Existenz nur aus diesen Phrasen zusammengesetzt ist; ein dramatischer Dichter, Doctor und Kritikus, der die eigentliche Pointe des Lustspiels zu sein scheint, von dem man aber nichts weiter erfährt, als daß er dramatischer Dichter, Doctor und Kritikus ist, und der unvermeidliche Jesuit, der, um seine Schulden zu bezahlen, fromm wird und um das reiche Mädchen anhält. — Diese Drei müssen sich als Verfasser des „Börsenschwindels“ ausgeben, der Vater verspricht dem unbekannten Verfasser die Hand seiner Tochter, der rechte Autor weist sich aus, und jene drei andern müssen mit langer Nase abziehen, dem Jesuiten wird noch eine verhasste Frau angekuppelt, um ihn recht zu beschämen, denn gegen Jesuiten kann man nicht scharf genug sein.

Alle diese Stücke, so schlecht sie sind, wurden doch durch das vortreffliche Spiel Marr's gehalten, das auch wohl vorzugsweise dem „Lumpensammler“ hier so großen Beifall verschafft hat. —

Ich möchte noch ein Paar Worte über die Oper sagen, aber fast fehlt mir der Muth. Zwei Sängerinnen, von denen die eine weder singen noch spielen kann, und noch dazu eine unangenehme Erscheinung ist; während die andere zwar eine gute Stimme und ziemliche Schule hat, aber ihrem Gesang wie ihrem Spiel nach als ein seelenloser, hübsch angestrichener hölzerner Automat erscheint; ein Bassist, dessen Stimme an einen Bären erinnert, ein Bariton, der seine Töne nicht aus der Brust, sondern Gott weiß woher holt; ein erster Tenor, der eine weiche, nicht metallose Stimme, aber keine Sicherheit hat, und dessen Spiel würdig wäre, im Sommernachtsstraum vor Herzog Theseus zu figuriren; ein zweiter Tenorist ohne Stimme; ein Buffo, der noch weniger Stimme hat als der vorige — das sind ungefähr die Koryphäen der hiesigen Oper.

III.

Das Gnadenbild auf dem Weissenstein in Tirol.

Leifers an der Gtsch. Im Herbst 1847.

In unserm Dörfchen, das sonst nur von der lebhaften Durchfuhr einige Bewegung erhält, herrscht seit längerer Zeit eine eigenthümliche Aufregung. Die Veranlassung hierzu gab ein Gnadenbild, dessen Geschichte wir hier erzählen wollen:

Vor langen Zeiten also entstand auf einem nahe gelegenen gegen fünftausend Fuß hohem Berge, welcher eine herrliche Aussicht bietet, die Wallfahrt zu unserer lieben Frau auf dem Weissenstein. Ein frommer Bauer hatte nämlich auf höhere Eingebung an einer Stelle, die ihm die heilige Jungfrau selbst bezeichnet, sein Grabsteint eingestochen und ein Marienbild aus weißem Marmor gefunden. Wer dasselbe dorthin ver-

graben, ist bisher noch nicht erkundet worden, dürfte auch kaum mehr zu erfahren sein, da seitdem schon dreihundert Jahre vorübergegangen sind. Das Wunder zog das Volk an, es entstand eine Kirche, die Andacht wuchs mit jedem Tage und die Wallfahrt wurde landberühmt. Das reichliche Opfer, das da zu fallen kam, überzeugte allmählich auch die Priesterschaft, welch' herrlichen Gnadenschatz der Himmel in dieser windigen Höhe eröffnet; die anfangs kleinen Gebäude wurden immer vergrößert und im Jahre 1718 ward das neuverbaute stattliche Kloster dem Serviten-Orden übergeben. So lebten diese „Diener Mariens“ manches Jahrzehend in fröhlicher Frömmigkeit auf ihrem Gnadenberge, geehrt von den Männern, geliebt von den Weibern und freuten sich des reichen Segens, den die Gottesmutter, ihre eigenthümliche Herrin, über das Kloster ausgoß. Der ehrwürdige Convent grünte für und für und das steinerne Bild wirkte seine Wunder täglich und stündlich bis zum Jahre 1787, als Kaiser Joseph den frommen Verein auseinandergehen, die Gebäude verkaufen und das Marienbild den Berg herunterschwandern ließ in die Kirche von Leifers zur bequemen zeiterparenden Andacht. Von jener Zeit her schreibt sich aber ein schwerer Zweifel, wo das wahre Gnadenbild zu finden sei. Die Diener Mariens behaupteten nämlich dazumal im Stillen, sie hätten nur eine Nachbildung abgegeben und das ächte wunderthätige Idol sei zurückgeblieben auf dem Weissenstein, den es sich selbst als seinen Ruheflitz erkoren. Dieser Glaube erhielt sich auch im Volke, das nach Kaiser Josephs Willensmeinung wenig fragte und noch den alten Weg zum Heiligthum auf dem Berge einschlug, jedoch nicht, ohne — Sicherheits halber — auch das Bild in der Kirche von Leifers zu begrüßen. Es ist begreiflich, daß die Wallfahrer, wenn ihnen geholfen wurde, nicht angeben konnten, ob es unten oder oben geschehen sei. So blühte viele Jahre lang ein reger, aber stiller Doppelsultus, bis die Serviten zu Innsbruck sich wieder des hohen Gnadenortes erinnerten, der einmal ihr Stolz und ihre Freude gewesen. Die „Erhebung des katholischen Bewußtseins“ hatte auch diesen Orden ergriffen und er glaubte das Seinige thun zu müssen für gänzliche Wiederherstellung des alten heiligen Tirols. Im Jahre 1833 erbat er von dem Kaiser die Herstellung des Hospizes auf dem weihervollen Berge, fand aber noch kein geneigtes Ohr. Die Diener Mariens gaben indessen das gute Werk nicht auf, sondern kauften vielmehr das alte Gebäude und bezogen es noch im selben Jahre. Als dies geschehen, erweichte eine höhere Macht auch das Herz des Kaisers und er genehmigte nachträglich die neue Ansiedelung. Nun gewahrte aber das aufmerksame Auge der frommen Väter, daß aus alter Gewohnheit und kaum mehr zu rechtfertigendem Schlendrian in der Wallfahrtskirche zu Leifers doch noch einiges Opfer dargebracht werde, und es schien daher gerathen und nothwendig, auch dieses dem einzig wahren und ächten Marienbilde auf dem Berge zuzuwenden; denn daß dieses allein und kein anderes jenes alte ehrwürdige sei, welches der fromme Bauer ausgegraben, dies zeigte sich erst jetzt recht deutlich durch die vielen und unglaublichen Wunder, welche die steinerne Maria zu wirken anfing. Es kam nun darauf an, das Bild zu Leifers, das nebenbei nicht experimentirte, unglücklich seiner angemessenen Wunderkraft zu entkleiden; allein nichts schwieriger, als ein unächtcs Gnadenbild, dem einmal etliche Mirakel gelungen, wieder von seiner Unart abzubringen. Da alle Versuche scheiterten, so schien es denn nicht so fast zum Vortheil der ehrwürdigen Serviten als vielmehr der Mutter Gottes selbst, daß man die Tradition umstürzte, in dem Bilde von Leifers das wahre und getreue Ebenbild der körperlosen Jungfrau im Himmel anerkannte, zugleich aber auch demselben den stummen Wunsch in's Herz legte, als empfindend es eine fast menschliche Sehnsucht nach der schönern Lage, der reinern Luft, dem anständigeren

Haushalt und den andern Bequemlichkeiten auf den Höhen des Weissensteins, sowie auch nach der geläuterten Gesellschaft der frommen Serviten, was ihm nicht zu verargen wäre, da es in unserm Dorfe hauptsächlich nur Floßknechte und Fuhrleute um sich sieht. Die Herren von Weissenstein baten daher dringendst um die Rückgabe des wunderthätigen Bildes. Unser Gouverneur, aus dem gräflichen Geschlechte derer von Brandis, ein andächtiger Staatsmann, selbst Mitglied mehrerer frommer Bruderschaften, in welche er sich mit würdevoller Feier aufnehmen ließ, Verfasser eines lateinischen Gebetbuches und einer Geschichte Friedrichs mit der leeren Tasche, unser Gouverneur, der sich auch um die Verehrung der vierzehn Nothhelfer und mehrerer anderer absoluter Heiligen namhafte Verdienste erworben hat, übersah die tiefe Bedeutung und volksthümlich religiöse Wichtigkeit dieser Sache keineswegs. Er ließ die Gemeinde vorerst durch den Propst von Bogen zur freiwilligen Herausgabe ermahnen, jedoch ohne Erfolg, indemmalen die Gemeinde behauptete, das wunderthätige Bild sei durch kaiserliche Uebertragung und unvordenkliche Verjährung ein Bestandtheil des Kircheninventars geworden und könne daher ohne Surrogirung eines andern gleich kräftigen Gnadenbildes nur mit empfindlichstem Schaden abgetreten werden; es sei auch letzteres um so weniger nöthig, als das wahre Bild noch immer auf dem Berge verehrt werde, und ihnen daher wohl zu vergönnen sei, daß sie für gichtbrüchige, lungenschwache und andere Personen, die des Berges nicht mehr mächtig werden möchten, eine verhältnißmäßig zugänglichere Wallfahrt besäßen. Der Gouverneur fand diese Ansicht eher einfältig als weise und gab den Befehl, das Bild herauszugeben. Statt diesen Bescheid zu ehren, blieben die Leisefser mit bedauerlichem Eigensinn auf ihrem angeblichen Rechte stehen und behelligten sogar die höhern Stellen mit dem Streite um das Gnadenbild. Leider scheint auch, man weiß nicht wie, manche irdische Verstimmlung sich eingemischt zu haben und die Leisefser nahmen Dinge zu Hülfe, welche sie zum Besten der Serviten vielleicht lieber aus dem Spiel gelassen hätten. Sie legten nämlich ihrer Streitschrift eine Schachtel bei, welche verschiedene Bilder, Tafelfchen, Ablassbriefe, geweihte Wasser für Vieh und Menschen und eben solche Brote enthielt, lauter Artikel, welche in einem wohl assortirten Laden neben dem Tempel der heiligen Jungfrau für ihre und ihrer Diener Wohlfahrt verkauft werden. Die oberste Hofstelle zu Wien, welche bei der in dem übrigen Kaiserstaate immermehr überhandnehmenden Aufklärerei sich schon lange außer allem Verkehr mit Gnadenbildern halten soll, scheint die Vorlage mißverstanden und die pastorale Bedeutung dieser Erbauungsmittel gänzlich verkannt zu haben, — ja sie ging so weit, Nachforschungen anzustellen, ob dieser „Unfug“ noch bestehe. Die Serviten mußten fühlen, daß ihrer Andacht, ihrer Frömmigkeit und ihrem Eifer für die wahre Verehrung des ächten Bildes zu wenig Rechnung getragen werde und so nahmen sie ihr Gesuch „einstweilen“ zurück, nicht ohne Hoffnung, daß einst auch für sie eine freundlichere Sonne leuchten werde. Diese heranzuführen ist, man muß es anerkennen, unser Gouverneur emsig beflissen; war er ja doch schon einmal Willens, das Nebenbild zu Leisfers an der Spitze eines Bataillons zu begrüßen und es mit kriegerischem Gepränge auf den Weissenstein zu führen; vielleicht das beste Mittel, um den Eigensinn der Leisefser zu brechen. Noch alle Jahre begnadigte Sr. Excellenz auch das Bild auf dem Weissenstein mit seinem hohen Besuche, wodurch diesem eine offizielle Beglaubigung erwuchs, die seine Lust, Wunder zu wirken, noch ungemein angeeifert zu haben scheint. Nichts desto weniger ist auch das Herz Sr. Excellenz nicht frei von Zweifeln, die nur dann erlöschten werden, wenn das Bild von Leisfers einst auf die Höhe von Weissenstein gebracht und dadurch die

Möglichkeit gegeben sein wird, die beiden Mütter Gottes zu vergleichen und die unächte herauszuerkennen. Unterdeß gibt die hohe Bedeutsamkeit, welche die wiederauflebende Wallfahrt in unserm Leben gewonnen, schon Anlaß zum heilsamsten Verkehre mit unsern italienischen Nachbarn. Bei der großen Zahl von Messen nämlich, welche durch die Wallfahrer bestellt werden, ist es dem deutschen Clerus unmöglich geworden, sie alle rechnungsmäßig abzulösen. So gehen denn alljährlich viele Hunderte dieser Messebestellung nach Welschland, jedoch zu herabgesetzten Preisen, da dieselben dort um 10 bis 20 Prozente wohlfeiler verarbeitet werden als in Deutsch-Tirol. Der Ueberschuß verbleibt, worüber sich der Patriot nur freuen kann, in deutschen Händen und trägt nicht wenig bei zum gottgefälligen Leben unseres Clerus.

Die schlichte Erzählung der Geschichte von dem Gnadenbilde möchte übrigens darthun, daß wir hier zu Lande noch im Stande sind, das Irdische dem Ueberirdischen unterzuordnen und das Ewige nicht zu vernachlässigen über den Fragen der Gegenwart. Sollte sich auch das Projekt der Eisenbahn, die Etschregulirung, die Forstfrage und anderes dergleichen in neuerer Zeit ungebührlich breit gemacht haben, so weiß jeder, der unsere Verhältnisse genauer kennt, daß wir uns aus allen diesen Wirrsalen, Möglichkeiten und Unmöglichkeiten immer gerne wieder an der Hand unserer Priester zurückwenden zu den Angelegenheiten unsers ewigen Heils.

S. L.

IV.

Aus London.

1.

Neue Art Wohnhäuser.

Seit einiger Zeit sind hier New Model Lodging Houses (neue Modellwohnhäuser) eröffnet worden. Es ist von jeher in allen größeren, volkreichen Städten, namentlich in den überfüllten und verarmten Fabrikstädten ein großer Mangel an billigen und guten, vor allem reinlichen Schlafstellen für den Handwerker, den ouvrier fühlbar geworden. Was London betrifft, so kostet eine Wohnung, deren sich der Arbeiter bedient, 2 Schillinge und 6 Pence bis 3 Schillinge, also 25 Sgr. bis 1 Thlr. wöchentlich, allein dafür hat er nur eine dunstige, finstere Kammer und ein ärmliches Bette, und wo Armuth ist, da ist Unsauberkeit und Ungezieser, und der gemeine Engländer ist auch nicht eben der Reinlichste. Mancher Gebildete, der durch die Ebbe und Fluth des Lebens in Armuth versunken, und deren gibt es hier viele, muß sein Leben in den abscheulichsten Löchern hinbrütend vertrauern. Diesem Uebelstande ist nun durch diese Modellhäuser zwar noch nicht vollständig abgeholfen, denn es gibt deren noch zu wenige, doch ist der Weg gebahnt, um späterhin durch vereinte, verdoppelt Keraft dem verarmten Mann von Bildung ein reinliches und billiges Asyl zu verschaffen und einestheils den Gesundheitszustand der Arbeiter zu heben, anderntheils auf ihre Moral und ihre Sitten, durch Reinlichkeit und Ordnung zu wirken. Das Haus, welches ich besichtigte, liegt in George Street, in St. Giles, ist ein einfaches Gebäude von 3 Stockwerken, aus Stein gebauet, feuerfest, zählt 103 Betten und jeder anständig gekleidete Arbeiter, oder was er immer sei, gleichviel von welcher Nation oder Confession, kann sich hier ein Bett für den Preis von 2 Schilling und 4 Pence, 24 Sgr. per Woche, miethen, welches Logisgeld pränumerando entrichtet wird. Dafür genießt er nachstehende Bequemlichkeiten. Er hat ein Schlafzimmer,

Theil eines großen Saales, worin 24 nummerirte Kammerabtheilungen mit Verschuß sich befinden; der Saal wird beständig mit frischer Luft versehen und für das physische Wohl der Einwohner ist überhaupt auf alle Weise gesorgt. Das Schlafzimmer enthält ein sauberes Bett, dessen Matragen, Decken, Leinwand nichts zu wünschen übrig lassen, außerdem befindet sich im Zimmer ein Kasten mit Verschuß, worin der Miether seine Habseligkeiten aufbewahren kann. — Der Saal selbst wird von 9 bis 12 Uhr Abends durch eine sehr helle Gasflamme erleuchtet, um diese Zeit aber, wo das Haus geschlossen wird und jeder Innewohner zurückerwartet ist, wird auch die Gasflamme vom Hausvater ausgelöscht. Dicht an diesen Schlaßaal sind Kabinette mit eingelegten porzellanenen Waschschüsseln, worüber Wasserleitungen mit Hähnen angebracht sind, die zu jeder Zeit Wasser bereit halten; sodann liegen Seife, reine Handtücher, Kämme &c. zum Gebrauch für die Einwohner bereit. — Auch ein sehr nettes Bad ist zur Benutzung vorhanden, für ein warmes Bad ist ein Penny, für ein kaltes einen halben Penny zu entrichten. Nach gehöriger Reinigung begeben sich die „Lodgers“ in den größeren Hauptsaal, woselbst sich eine kleine Bibliothek vorfindet. Wer sich sein Frühstück oder Mittagsbrot selbst bereiten will, dem steht Küche, Feuer mit Topf und Tiegel, Bratpfannen, Tellern, Messer und Gabel zu Gebote. Für die Reinigung all dieser Geräthschaften sorgt der Hausvater. Jeder „Lodger“ hat eine kleine nummerirte Speisekammer, wozu er den Schlüssel besitzt und worin er seine Vorräthe an Brot, Butter, Fleisch aufbewahren kann. Da diese mit Ventilen versehen ist, bleibt alles frisch und gut. Diese vielfachen Bequemlichkeiten, fast Comfort, genießt der Miether, für die, in Vergleich zu den gewöhnlichen, schlechten und schmutzigen Wohnungen geringe Summe von 2 Schillinge und 4 Pence. Die Idee ist eine herrliche und praktisch ausgeführt, verdient sie das größte Lob und die ausgedehnteste Empfehlung. Ein praktischer Versuch dieser Art beweist, wie viel für das Wohl der Mittellosen gethan werden kann, ohne daß man des Communismus bedarf. Es ist sehr zu wünschen, daß auch bei uns, auf dem Continente, die Gemeinden zu ähnlichen socialen Mitteln ihre Zuflucht nehmen möchten, um die Wohnungen der Arbeiter und der Armuth zu verbessern und billiger zu machen, denn abgesehen von den physischen Wohlthaten, die für den Proletarier daraus erwachsen, wirft ein derartiges Haus einen schönen materiellen Gewinn ab. Vielleicht könnten ähnlich Wohnhäuser für unbemittelte Beamten, Studenten und überhaupt auf eine höhere, gebildete Classe berechnet, eine recht einträgliche Privatspeculation werden. — Ich erwähne absichtlich der Rentabilität dieser Häuser, weil dies vielleicht manchen Speculanten früher dazu spornt, ehe der Gemeinfinn seine Aufgabe hierin löst.

C.

2.

Emerson und Carlyle. — Charakteristik der beiden Schriftsteller. — Carlyle's Schriften. — Eine Dyer von Emerson.

Ob der Name Emerson's je bis nach Deutschland gedrungen, ist die Frage; ist doch der Carlyle's selbst nur wenigen bekannt. Die Werke beider Schriftsteller sind nicht übersetzt, ihr Styl macht dies zu einer schwierigen Aufgabe und ihr Stoff eignet sich außerdem nur für ein kleines Publikum, und das muß entbehren können, sobald der Buchhändler sich keinen Gewinn versprechen darf.

Emerson und Carlyle sind Freunde, ohne sich je persönlich gekannt zu haben. Emerson ist ein Amerikaner und Carlyle ein Schotte; welcher Raum sie aber auch trennte, sie haben sich doch erkannt und gefunden. Emerson ist jetzt nach England ge-

kommen und hält in diesem Augenblick in Birmingham Vorlesungen. Von dort wird er dann seinen Weg nach London nehmen und den Freund auffuchen, der seine Schriften und seinen Namen zuerst bekannt gemacht hat.

Emerson ist mit Leib und Seele Amerikaner. Ein englisches Blatt nennt seine Art zu schreiben einen erhabenen Pantheismus. Er will Weltbürger sein und ist es auch, aber überall schimmert der Patriot hindurch. Von Carlyle kann man ein gleiches sagen; nur daß nicht der Schotte, sondern der Engländer in ihm sein Recht behauptet. Beide erlauben ihren Gedanken eine Sprache, die Manche als unverständlich tadeln, die aber Beiden so eigenthümlich angehört, daß es schwer sein würde, in ihre Fußtapfen zu treten. Auch hat sich noch kein Nachahmer gefunden.

Carlyle hat ein durchaus dramatisches Talent. Die Geschichte, so wie einzelne Personen treten wie lebend vor ihn hin und er zeichnet sie mit einem so frischen Colorit, daß auch sein Leser sie zu sehen glaubt. Seine „französische Revolution“ und sein „Cromwell“ sind die Belege hierzu. Dabei ist er bizarr, stellt die größten Paradoxen auf, und findet durchaus kein Gefallen in der Welt wie sie ist, ohne doch ein Utopien aufbauen zu können. Sein „Past and Present“, das wenig auswärtigen Lesern verständlich sein möchte, ist eine Probe dieser Art. Diejenigen seiner Schriften, die das Publikum im Ganzen am meisten angesprochen haben, sind seine „Essays“ — eine Reihe Vorlesungen, die er vor Jahren in London gehalten und nachher in vier Bänden herausgegeben hat. Sie erleben jetzt eben ihre dritte Auflage. Leichtere Sachen zu schreiben hat er nie versucht, wohl aber außer dem Wilhelm Meister manches von Tieck und Jean Paul übersetzt. Seine Philosophie des Lebens ist Arbeit; käme es auf ihn an, er würde die Welt in eine große Werkstatt umwandeln. Darum sagt er auch in seinem Past and Present: daß der Mensch, der sein Hemd am reinsten wasche, der Gottheit am wohlgefälligsten sei. Da er den Genuß verwirft, sind ihm auch die Künste etwas überflüssiges, und ein heitrer Himmel hat nur darum Werth für ihn, weil er gerne im Freien seinen Gedanken Audienz gibt.

Emerson gleicht ihm hierin nicht. Emerson sucht nach einer Veredlung des Selbst, nach einer höchsten sittlichen Vollkommenheit. Er meint nicht, daß der Mensch um seiner selbst willen da sei, er will, daß er Glück, Bonne, Segen verbreite. Er will ihn unermüdet im Wachsthum, unermüdet in der Selbstaufopferung, stets gebend und nie zurückfordernd, nie nehmend oder empfangend; er will ihn fern vom Geräusche der Welt wissen, damit ihm die Ruhe vergönnt sei, sich selbst zum Gegenstand seiner Betrachtungen zu machen, ohne ihn darum zum Anachoreten bilden zu wollen. Emerson will den Menschen menschlicher wissen, als Carlyle, wenn ein solcher Ausdruck verständlich ist. Hier eine Probe von Emerson's Gedankengänge.

In der ganzen Natur herrscht eine Kraft, die uns anzieht und eine andere, die uns abstößt; wir finden sie in Finsterniß und Licht, in Hitze und Kälte, in Ebbe und Fluth, in Mann und Frau, in Pflanze und Thier, in der Zusammenziehung und Erweiterung des Herzens, in der wellenförmigen Bewegung der Flüssigkeit, in den Tönen, in der Electricität, im Galvanismus, in chemischen Prozessen, kurz überall. Wen der Süden anzieht, den stößt der Norden ab. Soll auf der einen Seite eine Leere stattfinden, muß auf der andern Ueberfülle sein. Ein unabänderlicher Dualismus theilt auf diese Weise die ganze Natur, so daß jedes Ding nur ein halbes ist und einer zweiten Hälfte bedarf, um ein Ganzes zu bilden, als: Geist und Körper, Mann und Frau, Subject und Object, oben und unten, Bewegung und Ruhe, ja und nein.

Dem Gesetz, welches das Universum regiert, gehorchen auch seine kleinsten Theile. Man könnte eine Kette ähnlicher Bedingungen aufstellen zwischen der Welle, die an das Ufer schlägt und dem, der daran steht. Dieselben Gesetze, die die Elemente beherrschen, finden sich auch in der Thierwelt. So ist es auch irrig zu wähnen, ein Geschöpf sei vor dem andern bevorzugt. Das ist es nicht; denn jede bessere Gabe der Natur wird durch einen verhältnißmäßig großen Mangel aufgewogen.

Dieser Dualismus in der Natur spricht sich auch in den Verhältnissen der Menschen aus. Jedes Zuviel erzeugt einen Mangel, und jeder Mangel läßt ein Zuviel voraussetzen. Jede Süßigkeit enthält Säure; jedes Uebel hat sein Gutes. Die Ursache unseres Vergnügens kann die unserer Pein werden. Ergreifen wir ein Ziel, so verschulen wir ein anderes, und jeder erfüllte Wunsch erzeugt einen neuen größeren.

Die Natur haßt Monopole und gestattet keine Ausnahmen. Wo wir Bevorzugte zu sehen glauben, trägt uns der Schein; jeder, auch der Glücklichste trägt seine Bürde.

So führt auch jede Handlung ihren Lohn mit sich, und zwar einen wirklichen und einen scheinbaren, — den der Idee, und den der äußern That. Beide gehören zu einander und stehen doch auch wieder weit von einander. Der Erstere ist nur dem innern Auge sichtbar, der Letztere gehört vor den Richterstuhl der Welt. —

So entspringen Verbrechen und Strafe derselben Quelle. Die Strafe ist die Frucht, die unversehn aus der verhüllten Blume des Vergnügens sprießt. Daher können Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, Saame und Frucht nicht getrennt werden; denn die Wirkung entspringt aus der Ursache, der Zweck war bei dem Mittel, wie die Frucht in dem Saamen liegt. —

Das Leben ist unvermeidlichen Ursachen unterworfen, die der Herr beherrschen möchte, die ein Anderer hinwegleugnen will, ohne daß es ihm deshalb gelingt, den Becher von seinem Lippen zu entfernen, denn die Bedingungen dazu liegen in seiner Seele. Entschlüpft er auch an einem Ende, so geht er dafür am andern desto sicherer in die Falle. Wenn wir uns auch sträuben, — wir müssen unserer Natur den Tribut entrichten, und jeder Versuch uns ihrem Machtworte zu entziehen, ist Wahnsinn.

Alle Dinge stehen einander wie Pole gegenüber. Arbeit, und Du wirst Lohn finden. Ein jeder Fluch kehrt auf das Haupt des Fluchenden zurück. Lege einen Sklaven in Ketten und seine Fesseln werden Dich mit zu Boden drücken. Rathe einem Freunde schlecht und Du hast Dir selbst geschadet. Unsere Handlungen werden überall gegen unsern Willen durch die Gesetze der Natur bemeistert. Statt uns als den Endzweck unseres Seins das Wohl Anderer vorzusetzen, gehören alle unsere kleinen Neigungen und Wünsche unserem Ich an; — aber trotz dem treibt uns ein Magnet, der stärker ist als unser Wollen.

Mit jedem Wort, das unserer Lippe entfährt, sprechen wir unser eigenes Urtheil. Der Mensch mag wollen oder nicht, er porträtirt überall sein Ich. Jeder Gedanke, den er ausspricht, fällt als That auf ihn zurück — gleich einem Knäuel, den man nach einem Ziele wirft, während man das Ende desselben in der Hand behält. Darum kann Niemand nicht Unrecht begehen, ohne Unrecht zu leiden, — kann Andern die Himmelsthür nicht verschließen, ohne sich selbst den Eingang zu vermauern.

Amely.

Aus Prag.

Die Theuerung. — Wie man in England verfährt. — Vorschläge des Magistrats. — Die Verzehrungssteuer und ihre Folgen. — Reactionäre Maßregeln. — Die Juden als Sündenböcke. — Geheimhaltung der Getreidepreise. — Höker und Branntweinbrenner.

Die oberste Landesstelle hat vor einigen Wochen die untern Behörden aufgefordert: die Grundursachen der drückenden Theuerung der Lebensmittel anzugeben und zur Abwehr nützliche Maßregeln vorzuschlagen. — Dies ist doch ein Thema, welches die Interessen der Gesamtbevölkerung berührt und wobei man ohne alle Theorie- und Principienmacherei aus practischen Gründen die erfahrenen Stimmen aus dem Volke selbst hören sollte.

In England wird bei solcher Gelegenheit eine „Enquête“ gemacht, das Gouvernement setzt eine Commission nieder, welche Männer aus allen Classen, die über die practische Frage, practisch antworten können, vor sich ladet zur Kundgebung ihrer Erfahrungen und Ansichten, aus welchen sich dann die Regierung ein Resultat zusammenzieht. Und doch ist in England die freieste Presse und Redefreiheit; im Parlamente sitzen practische Männer und Alles verhandelt sich öffentlich. Bei solchen Mitteln wäre es auch ohne Enquête schon möglich, die nöthigen Aufschlüsse zu sammeln. Dennoch zieht es dort die Regierung vor, direct die Erfahrungen aus dem Lebensverkehr des Volkes zu sammeln. Bei uns, wo keine Presse, kein Parlament die Regierung au courant hält, sollte man meinen, wäre es nöthiger als überall die Ohren unter das Volk zu schicken. Nichts desto weniger ging man auch in dieser Frage (wo die Regierung gar kein Interesse hat die Oeffentlichkeit auszuschließen, sondern im Gegentheil dabei nur gewinnen kann) Alles die gewöhnlichen bureaukratischen Wege. Doch müssen wir, um gerecht zu sein, den Fortschritt rühmen, daß auf dem Lande die Kreisämter den Auftrag hatten, die Ansichten der Gutsbesitzer einzuholen, so daß dort wenigstens die Heimlichkeit keineswegs vorgeschrieben und innegehalten wurde.

Hier in unserer Hauptstadt dachte die Communalbehörde anders.

Geheimnißvoll schritten unsere Magistratsräthe in den Sitzungsaal, um den Bericht des Referenten anzuhören, den man mit der Beantwortung der von der hohen Landesstelle gerichteten hochwichtigen Frage betraut hat. Ich weiß nicht ob auch dieses Mal — wie es so oft geschieht — ein Praktikant das Elaborat ausgearbeitet hatte, aber Thatsache ist es, (so viel sich aus dem schließen läßt, was trotz der Heimlichkeit über jenen Bericht des Magistrats in's Publikum drang), daß derselbe nicht weniger als ein Meisterstück staatsöconomischer Einsicht ist. Wir glauben nicht schlecht unterrichtet zu sein, wenn wir sagen, die Rathschläge des Magistrats empfahlen zur Abwehr der Theuerung folgende Hauptpunkte: Aufhebung des Freihandels mit Getreide durch die Ausschließung eines Theils der Bevölkerung (der Juden) vom Getreidehandel, Einrichtung von Institutionen, welche für die Zufuhr mit Schwierigkeiten verbunden sind und endlich Verheimlichung der Marktpreise.

Wir müssen vor Allem hervorheben, daß der Referent auch auf Aufhebung der Verzehrungssteuer angetragen hat, was aber verworfen wurde, da die Gemeinde bei dem Ertragnisse der Verzehrungssteuer mit 25 pCt. theilhaftig sei.

Der Antragsteller ging bei dem Antrage auf die Aufhebung der Verzehrungssteuer von der Ansicht aus, daß die Verzehrungssteuer und ihre Beträge die Getreidepreise vertheuern. Dies ist jedoch nicht die richtige Ursache, denn nicht der Betrag der Ver-

zehrungssteuer trägt zur Theuerung der Getreidepreise bei, sondern der Umstand, daß seit der Einführung dieser Steuer, die an der Linie der Stadt erhoben wird, sich ein Markt vor dem Markt gebildet hat, daß sich der Getreidehandel vor der Stadt entwickelte, wodurch die Märkte umgangen und daher die Zufuhren in die Stadt verkleinert wurden. Vor der Einführung der Verzehrungssteuer war der Getreidehandel mehr in der Stadt selbst concentrirt. Zu Zeiten, wo im Lande Ueberfluß an Getreide und die Ausfuhr wünschenswerth war, wo die Ankunft des ausländischen Käufers gerne gesehen wurde, wäre es eine unbillige Zumuthung an den Exporteur, daß er das Getreide nicht vor der Stadt, sondern in der Stadt kaufe, wo es um die Accise vertheuert ist. Aber in den Zeiten, wo die Vorräthe nicht so groß sind, ist dieser Markt vor dem Markt der Zufuhr in die Stadt von ungemeinem Nachtheil und ein Ausweg zwischen diesen collidirenden Interessen ist nur dadurch zu erzielen, daß die Verzehrungssteuer aufgehoben wird, die ohnehin den größten moralischen Nachtheil auf die Bewohner der Hauptstadt und deren Umgebung übt und unter andern auch das Schmuggelhandwerk, das die Grenzbevölkerung der Monarchie demoralisirt in's Herz der Hauptstadt verpflanzt.

Nichts desto weniger wurde der Vorschlag auf Abschaffung der Verzehrungssteuer verworfen. Vielleicht scheute sich der Magistrat, der Regierung einen Antrag vorzulegen, der in den verschiedenen Ständerversammlungen der Monarchie wiederholt angeregt wurde ohne Berücksichtigung zu finden.

Dagegen lag ein anderes Mittel viel näher und gefahrloser bei der Hand: Die Juden! Die Juden sind bei uns zu Lande ein sehr beliebter Sündenbock, dem namentlich ein löblicher Magistrat gerne seine eigenen Sünden auf den Rücken legt. Ein löblicher Magistrat weiß nicht, wie die Frage über Abschaffung der Theuerung einer hohen Landesstelle zu beantworten sei, ein löblicher Magistrat wagt nicht auf Abschaffung der Verzehrungssteuer anzutragen und den Weg der Landstände einzuschlagen, ergo bleibt einem löblichen Magistrat keine Antwort übrig als: die Juden sind Schuld an der Theuerung, man muß den Juden den Getreidehandel verbieten. Ich gestehe, ich fühle mich nicht berufen den Vertheidiger des Volks Israels zu machen, aber die Verproviantirung der Hauptstadt, die Wohlfeilheit der Frucht muß Jedermann am Herzen liegen und daher finde ich jede Maßregel widersinnig, welche irgend Jemand, Christ oder Jude, vom Getreidehandel ausschließt und somit die Concurrenz schwächt. Man will, daß der Bauer sein Getreide selbst zu Markte führe, daß nicht der Händler oder der Jude es dem Bauer abkauft und zur Stadt führt. — Was hätte aber die Hauptstadt sammt ihrer Umgegend in jener Zeit erleiden müssen, wo in der Umgegend Prag's die Vorräthe erschöpft waren, mancher Bauer nichts zu verkaufen hatte, und engherzige Deconomen auf höhere Preise speculirten? Welchen Mangel hätte man erfahren müssen, wenn nicht der Händler und der Jude als Händler das Getreide aus fernen Gegenden herbeigeführt hätte! Die Preise waren hoch, aber die Lebensmittel waren da. Wie gefährlich wäre es gewesen, wenn es auch an diesen gefehlt hätte, wenn schon damals die Wege der Zufuhr durch solche unverständige Maßregeln abgeschnitten worden wären. Getreidewucherer kann man füglich doch nur Den nennen, welcher in Zeiten der Noth seine Speicher verschließt; aber solche Wucherer findet man eben so gut unter den Deconomen, wiewohl auch da Viele, welchen es von jeher Grundsatz ist nur in verschiedenen Zeiträumen, ihre Erzeugnisse zu verkaufen und die sich in allen Jahren in diesem Systeme gleich bleiben, des Wuchers beschuldigt werden, während dieses System

nur nützlich für's allgemeine Wohl sein kann; denn wo würde man vor der neuen Ernte Getreide hernehmen, wenn alle Verkäufe zeitig und gleich Anfangs geschähen und die Preise hiedurch so gedrückt würden, daß selbe sich zur Ausfuhr in's Auslande eigneten? — Wie in andern Artikeln, gibt es natürlich auch im Getreide Speculanten; die Einen speculiren auf Steigen, die Andern auf Fallen. — Bald gewinnen Diese, bald Jene. Nur das Leihgeschäft kann in Wucher ausarten, und nennt man Speculation im Getreide „Wucher,“ so muß man auch Speculation in andern Artikeln „Wucher“ nennen.

Der Handel aber ist die Seele des Staatskörpers, die Föhre, welche vom Erzeuger zum Consumenten führt.

Dem Bauer und überhaupt dem Deconomen können die Absatzwege nicht so bekannt sein, wie dem Händler, der seinem Berufe folgt; dem Consumenten können auch die Bezugsquellen nicht so bekannt sein. Dies ist Sache des Kaufmanns, der es gewiß in seinem Interesse findet, den Verkäufer zum Verkaufe zu animiren, wodurch die Waare in den Handel kommt.

Dies Alles ist im vorigen Jahre von deutschen und englischen Blättern so vielfach verhandelt worden (auch das Triester Lloyd hat einige schätzenswerthe Aufsätze dieser Art gebracht), daß ich mich schäme, vor Ihrem gebildeten Publikum dies ABC der Nationalökonomie zu exponiren. Hätten unsere Redilen sich die Marktordnung einiger großen deutschen Städte kommen lassen und sie studirt, so wären sie auf viel einfachere Mittel gekommen. Aber Verbieten, Zuden, Heimlichkeit ist unsere beliebte Hausapotheke, die nicht viel Studium braucht.

Die beantragte Geheimhaltung der Getreidepreise in den verschiedenen Gattungen und Qualitäten müßte man geradezu einen Betrug der Produzenten und Consumenten nennen, wenn er durchginge, und es wäre dies ein jeder Regierung unwürdiger Schritt, durch den nur Mißtrauen gegen dieselbe dem Volke eingepfist werden kann. Bei dieser Maßregel würde nicht der erfahrene und gewandte Verkäufer, sondern insbesondere der schlichte unerfahrene Landmann leiden, selbst der große Herrschaftsbefitzer würde der Uebervortheilung unterliegen, welcher der ausgedehnteste Spielraum gewährt würde. — Die Regierung kann nie ein solches Unrecht an dem in seinem Schweiße arbeitenden Produzenten üben, dem es nicht einmal erlaubt werden soll, den wahren Werth seines nach vieler Mühe, Angst und Ungemach erworbenen Produkts in Wahrheit zu erfahren. — Redlichkeit ist die Grundmauer des Handels, und somit muß auch in dieser Beziehung Redlichkeit walten. — Der Ansaß des Preises für schönste Waare ist ein Ermunterungsmittel für den Deconomen, schönste Waare zu bauen, sein Getreide gut zu reinigen. Der Ansaß des Preises für die schlechteste Waare ist ein Androhungsmittel für den Deconomen, daß derselbe kein schlechtes Getreide anbaue. — Der Ansaß der mittlern Qualität wäre eher entbehrlich, während man beabsichtigt, allenfalls den Durchschnittspreis zur Kenntniß zur bringen, wodurch der Deconom sein Getreide nicht mehr als für die Mittelsorte erforderlich ist, reinigen wird. Anderseits lockt der hohe Marktpreis den Verkäufer zum Verkaufe, und er ist daher ein unumgänglich nöthiges Mittel zur Beförderung der Concurrenz.

Daß das Verbot des Einkaufs auf den Straßen durch Sensalen oder Zubringer verstärkt werden soll, ist aus Polizei = Rücksichten löblich, weil durch ein solches Verbot Hinterlist, Betrug und Diebstahl, so wie Uebervortheilung des schlichten ungewandten Landmannes hintangehalten wird. — Falsch aber ist es, daß durch derlei

Einkäufe und Zubringer die Preise vertheuert werden, weil diese doch nicht für sich, sondern für den Bedarf kaufen, und solche Zubringer die Zuführer durch Vorspielungen heranziehen. Jedenfalls ist der Aufkauf auf den Straßen nicht zu den redlichen Wegen des Handels zu zählen, weil dadurch auch die Marktordnung umgangen wird, und sich Leute damit befassen, die keine Gewerbesteuer bezahlen; daher die Regierung sehr gut daran thut, aus Ordnungs- und Polizei-Rücksichten dieses Straßengewerbe unbefugter Zubringer, die unrichtiger Weise vom Referenten „Zwischenhändler“ benannt wurden, zu verbieten. — Die polizeilichen Maßregeln der Amtseinsichtlichen treffen aber nicht diese armen Teufel von Zubringer, sondern insbesondere die Zuführer des Getreides. Diese werden mit allerhand Chicanen heimgesucht, mit Confiscationen und Strafen, die den Revisionen zuzufügen, bedroht, wenn sie es verabsäumen haben, einen Erwerbsteuerschein, Paß, oder einen Lieferschein ihres Amtes mitzuführen. — Auf diese Weise werden die wohlgemeinten Maßregeln ausgeführt, die anstatt die Getreidezufuhr zu befördern, sie hindern, und uns inmitten eines mit reichlicher Fehlsung gesegneten Landes darben läßt, weil Heimlichkeit der Verathung, Heimlichkeit im Handel, Heimlichkeit der Preise und Denunciationen die Wege sind, welche betreten werden dürfen. — In dieses heimliche Geschäft des Spionir-Systems, welches leider jetzt in Böhmen regiert, will man nun auch die Bürger hineinziehen. Es sollen nämlich 32 Bürger beedtet werden, welche gleichfalls spioniren sollen, ob Getreidehändler ohne Lieferscheine und Erwerbsteuerscheine zu Markte fahren, ob Jemand Getreide von Jemandem kauft, der keinen Lieferschein aufweisen kann &c. Es steht zu erwarten, daß sich kein redlicher Bürger zu diesem Spioniren hergeben wird. Unter diesen verkehrten Maßregeln müssen wir auch noch jene in Betreff der Erdäpfelmärkte erwähnen. Weder Branntweinbrenner noch Höker dürfen vor der 11. Vormittagsstunde am Markte Kartoffeln kaufen. So kommt es, daß die Höker, wenn sie nicht verkaufte Erdäpfel, die allein übrig bleiben, kaufen sollen, leer ausgehen, und daher arme Leute, die kein Geld haben, um auf dem Markte einzukaufen zu können, und die daher auf Borg beim Höker zu kaufen gezwungen sind, voll Verzweiflung, daß sie nicht einmal Kartoffeln bekommen können, den Hökerladen verlassen müssen; die größeren Zuführer werden durch diese Maßregeln vom Markte verschreckt, weil sie lange warten müssen, um im Großen zu verkaufen, im Kleinen aber nicht zu Markte bringen wollen. Jene aber, die das Unglück haben, faule Erdäpfel gekauft zu haben, müssen außerdem noch mehrere Stunden warten, und es geduldig mit ansehen, daß die faulen Kartoffeln nun auch noch gefrieren. Glaubt aber die Behörde, daß sie durch den mehrstündigen Ausschluß der Branntweinbrenner vom Markte, auch deren Bedarf aufhebt, und daß dadurch das Branntweinbrennen gehindert sei, so ist sie sehr im Irrthume, denn entweder greifen die städtischen Branntweinbrenner zu heimlichen Mitteln, den Markt zu umgehen, oder aber, die Inhaber größerer Kartoffel-Quantitäten wenden sich mit diesen an die Branntweinbrennereien des flachen Landes, und der Stadt selbst entgeht dadurch ein Erwerb.

Meines Erachtens steuern diese Maßregeln darauf los, die Concurrenz der Zufuhr zu schwächen, den Deconomen und Händler zu entmuthigen, und das Publikum vorläufig glauben zu machen, daß nur der Getreidehandel die Theuerung verschulde, daß den Behörden und ihren schiefen Maßregeln keine Schuld beizumessen sei, und daß es wieder die Juden seien, welche all' dies Unheil schaffen. Es ist ein beliebtes Auskunfts-mittel geworden, die Juden als Spielball hinzuwerfen, um die Aufmerksamkeit von anderen Dingen abzulenken; so ging es zur Zeit der Arbeiterunruhen in den Fa-

briken; so ging es zur Zeit der Unruhen unter den Eisenbahnarbeitern, indem man das Publikum glauben machte, daß die Arbeiter nur dadurch zu den Unruhen verleitet wurden, weil sie glaubten, die Gebrüder Klein seien „Juden;“ und so geht es nun, wo man alles Uebel der Theuerung wieder den Juden zuschreibt und diesen fabelhafte Vorräthe zumuthet, die gar nicht bestehen. —

Würden unsere Unterbehörden nicht von einseitigen Absichten sich lenken lassen, so würden sie, anstatt daß Alles dem „Wucher“ zugeschrieben wird, es vorziehen, dahin zu wirken, daß das Publikum zur Erkenntniß über die reichliche Erndte komme, und der Deconom den Drusch verzögere. In so lange die Behörden den Wahn festhalten, daß es möglich sei, durch „Wucher“ eine Theuerung zu erhalten, lebt auch der Deconom in dem Wahne, daß ungeachtet der reichlichen Erndte die Getreidepreise noch steigen können. Dem Deconom soll dieser Wahn dadurch benommen werden, daß die Behörden die Ansichten aussprechen, daß nicht Wucher und Speculation, sondern die Ergiebigkeit der Fehsung die Preise beherrsche. Die Behörden sollen Ausweise über die Größe der diesjährigen Fehsung in Vergleich mit jenen früherer Jahrgänge in's Publikum senden, wie dies auf großen Kaufplätzen des Auslandes geschieht, um ein richtiges Urtheil des Publikums zu erzielen. — Wenn die Behörden die Ursachen der Theuerung reiflich erwogen hätten, so hätten sie wohl gefunden, daß selbe in dem erschöpften Körnervorrathe des Jahres 1846 bei allen Gutsbesitzern, in allen Kontributionschüttböden und in den Magazinen des Aersars, in der durch Donnerwetter verzögerten Feld- und Umbauarbeit, in dem Mißrath der Erdäpfelerndte, in der Lähmung der freien Concurrenz des Handels, in den vielen Chikanen durch die Revisoren und auch darin zu suchen sei, daß die Einkäufe des Militär-Aersars gleichzeitig im ganzen Lande gleich nach der Fehsung eingeleitet wurden, daß der Bauer, während er sonst viel Getreide verkaufen mußte, um seinen Geldbedarf zu decken, nur wenig Stroh zu verkaufen braucht, um viel Geld zu lösen, was ihn veranlaßt, mit dem Verkauf seines übrigen Vorraths noch zu warten. —

H. v. W.

VI.

Aus Salzburg.

Untersberg und Kyffhäuser. — Volksagen. — Masfmann und Grimm. — Ein Bild von Hans Brunner.

Man weiß nicht, soll man lachen, oder weinen über das, was jetzt vom Untersberg zu hören ist. Der Untersberg ist nämlich der Hauptberg der bairischen Sagen, und als solcher wohl mit dem Kyffhäuser in Thüringen zu vergleichen. Er erhebt sich, wie man wohl weiß, zwischen Salzburg, Reichenhall und Berchtesgaden in düsterer Majestät; der größte Theil seiner Oberfläche gehört zum österreichischen Gebiete, doch scheinen jene Galden, die sich gegen das Baiersche hin erstrecken, als die abgelegeneren und weniger besuchten, reicher an Sagen zu sein, als die jenseitigen. Es ist da wirklich eine grüne Dase, wo wunderbare Geschichten der mannigfaltigsten Art noch frisch und fröhlich blühen. Im Untersberg sitzt nicht Barbarossa, sondern Kaiser Karl der Große an einem steinernen Tische, und sein weißer Bart ist schon zwei Mal um den Tisch gewachsen. Wenn dies zum dritten Mal geschehen, so tritt der Kaiser heraus mit seinen Gelden, und es bricht eine neue und herrliche Zeit an. Es ist bekannt, daß schon verschiedene

Leute aus der Nachbarschaft in den Berg gekommen sind und den Kaiser gesehen haben; so Lazarus Nigner, im Dienste des Stadtschreibers zu Reichenhall, der an Maria Geburt 1529 von einem Mönche in den Berg geführt wurde, dort den Kaiser Karl sah, und glücklich wieder an die Oberwelt und zum Stadtschreiber zurück kam. Dieser Lazarus Nigner hat seine Fahrt beschrieben und den Bericht davon später veröffentlicht. Auch von einem Tyroler Fuhrmann wird erzählt, der mit einem Wagen voll Wein in den Berg fuhr, und seine Ladung dem Bergmännlein um 180 Ducaten abließ. Ein anderes Mal blieb ein Jägerbursche ein Jahr lang am unterirdischen Hofe des Kaisers, wollte aber nur dem Erzbischof von Salzburg und sonst Niemanden erzählen, wo er gewesen und was er erlebt. Der Jäger starb ein Viertelsjahr darnach, und der Erzbischof soll sehr tiefsinnig geworden sein über das, was er ihm gesagt. Nun liegt aber am Fuße des Untersbergs ein breites Flachland, das Walserfeld genannt, und auf diesem steht jener dürre Birnbaum, der so verrufen ist in der deutschen Sage. Er ist schon drei Mal umgehauen worden, aber seine Wurzel schlägt immer von Neuem aus. Im Jahre 1814, als die Zeiten wieder viel Glück zu bringen versprachen, schickte er sich abermals an, zu grünen, aber es schien ihn bald zu reuen, und schnell kam wieder die Dürre über ihn. Aber er wird gewiß, so hat's die Sage versprochen, noch einmal blühen, und dann wird der Bart zum dritten Mal um den Fels gewachsen sein, und Kaiser Karl wird mit seinen Mannen aus dem Untersberg heraufsteigen und seinen Schild an den Birnbaum hängen. Dann wird er die ungleiche Schlacht schlagen, welche das deutsche Reich wieder groß und herrlich machen soll. Dabei wird ein solches Blutbad entstehen, daß den Kriegern das Blut in die Schuhe rinnt, und da werden die bösen Menschen von den guten erschlagen werden. Alles dieses ist bei uns Jedermann sehr wohl bekannt, und wohl aus den ältesten Zeiten her von Mund zu Mund überliefert worden. Man kann sich daher denken, wie viel es zu reden gab, als der dürre Birnbaum auf dem Walserfelde heuer zu grünen und zu blühen anhub, und im Herbst sogar süße Früchte trug. Kaiser Karl scheint nicht mehr fern zu sein, und die große Schlacht auf dem Walserfelde ist auch schon angemeldet. Unlängst kam nämlich ein Bauernknecht an den Untersberg und begegnete dort einem der Bergmännchen, welches ihm zu folgen winkte. Der Knecht besann sich aber und fand es für gerathener, ihm nicht nachzugehen. Tags darauf aber stellte sich der Kleine wieder ein und winkte dem Knecht zum zweiten Male. Dieser ging heim und sagte es dem Pfarrer. Der Pfarrer ermunterte das Weichkind, und als der Kleine an derselben Stelle das dritte Mal ihm winkte, folgte der Knecht ihm nach. Das Bergmännchen führte ihn sofort auf einen Felsen, und von diesem aus sah er im Thale nichts als Soldaten. Der Gnome brachte ihn auf eine andere höhere Stelle, und von dieser aus sah der Knecht nichts als Blut. Und das Männchen ging mit ihm auf die dritte Stelle — was er aber von dieser aus gesehen, das ist aus dem Knechte nicht herauszubringen. Diese Geschichte wird in diesem Augenblicke überall bei uns erzählt, und Sie sehen daraus, daß die großen Fragen der deutschen Gegenwart und die noch größeren Dinge, die die Zukunft bringen soll, sich bei den Bauern am Untersberg wenigstens mythisch abspiegeln. Wenn das dritte Gesicht des besagten Bauernknechts auch kein freundliches gewesen sein mag, so scheint uns doch der blühende und Früchte tragende Birnbaum auf dem Walserfelde nur Gutes zu bedeuten, dessen Erreichung die Sage freilich an heißen Kampf knüpft.

Ueber den Untersberg und seine Sagen ist das kleine Buch vom Professor Maß-

mann nachzusehen, das im Jahre 1831 zu München erschien; die mythologische Bedeutung desselben hat vor Allem J. Grimm in's rechte Licht gestellt. Herr Hans Brunner, einem Maler von München, ist es gelungen, die Sage in einem schönen Bilde wiederzugeben, welches arabeskenartig alle ihre Einzelheiten darstellt. Es ist heuer für den Kunstverein in Salzburg gemalt worden, und wird wohl bald durch den Druck vervielfältigt werden.

VII.

Aus Berlin.

1.

Das Weihnachtsfest.

Es ist Weihnachten. Auf dem Schloßplatz reiht sich Bude an Bude, die Abende sind herzhast kalt aber klar, und in den hellerleuchteten, im Augenblick entstandenen bretternen Gassen drängt sich ein unabsehbares Gewühl, Alles, was in Berlin Gemüth hat, und es ist eine Verleumdung, wenn man uns nachsagt, wir hätten nur Wiß; — wir kaufen für unsere Kleinen die geschlitzten Pyramiden aus grünem Papier mit bunten Bändern ebenso gut ein, wie in irgend einem unsauberen Winkel der abstracten Gemüthslosigkeit, und wir hängen Thorner Pfefferkuchen daran, und Königsberger Marzipan, und stecken kleine Lichterchen an. Die Spielsachen haben freilich auf dem ephemeren, zerbrechlichen Nachwerk keinen Raum mehr, sie müssen sich auf den Tischen und Comoden ausbreiten.

Ueberhaupt war es sonst doch hübscher mit den duftigen, grünen Tannenbäumen, mit den Nüssen mit Goldschaum umwickelt, und den unzähligen Wachskerzen. Es sah mehr nach dem Walde aus, und man konnte sich bequemer einbilden, daß das fremde, liebe Christkind seine Gaben auf diese frischen, walbursprünglichen Blätter ausstreute, und wenn sich eine tüchtige Schaar schwarzlockiger Kinder darum drängte und tobte, auf Steckenpferden ritt, auf unharmonischen Trompeten tutete, tactlos die Trommel schlug und die hölzerne Klinte anlegte, dann konnte man wohl, wenn man nichts Besseres zu thun hatte, poetisch werden und sich einbilden, daß die grüne Tanne toll würde mit dem tollen Völkchen, daß sie sich vorläme wie im Traume, als ob die gesammten Sterne vom dunkelblauen Himmel heruntergefallen wären und sich wie frischgefallener Schnee auf ihre Nadeln gesetzt hätten, und als ob aus Moos und Pilzen die alte verzauberte Welt der Elfen und Kobolde lebhaftig wieder aufgestanden wäre, und sie in verrückten Sprüngen umtanzte. Ist es nicht eine Art Traum, wenn das latente Gemüth Berlins plötzlich zum Vorschein kommt, und aus den Kasernen wie aus den kasernenähnlichen Häusern, die von lauter Geheimeräthen bewohnt sind, lustig zu allen Fenstern heraus scheint?

Ja selbst das Löffpapier der Vossischen Zeitung wird einmal gemüthlich; er — Neßkaab — tritt seine Weihnachtswanderungen an, und alte und neue Wiße krystallisiren sich auf den ergrauernden Haaren seines noch immer herausfordernden und schallhaften Bartes. Seiner Brille entgeht bei der Gelegenheit Nichts, ein Wachssfigurenkabinett eben so wenig, als ein in der Brandauer Straße vergessener Schmuckhaufen.

Es ist Weihnachten, und wer sich zu Hause kein Fest bereiten kann, will wenigstens die Herrlichkeiten sehen. In dem engen Universitätsgäßchen drängen sich Drosch-

ten und Fußgänger, einer auf den anderen, zu Gropius Zauberwerkstatt, um die optischen Verwandlungen, die politischen und unpolitischen Wige sich wenigstens aus der Nähe erzählen zu lassen, wenn es auch bei dem grausamen Gedränge selten gelingt, sie mit eigenen Augen wahrzunehmen. Oder der Thiergarten füllt sich mit ungewohnten Besuchern und polizeiwidrigen Cigarren — denn das losgebundene Gemüth wirft den Gensd'armen, den es sonst in seiner preussischen Brust trägt, als ein überflüssiges Möbel auf die Gasse — die Alle zu Kroll wallfahrten, dort in dem künstlich arrangirten Bazar um Räserien zu würfeln. Der junge Commis führt seinen Schatz im Arm, und Venus sieht all ihre Priesterinnen in den hellerleuchteten, prachtvollen Hallen versammeln.

Indessen sammelt sich das minder zahlreiche, aber auserlesene Häuflein der Aristokratie, die auch in der heidnischen Weihnachtszeit den Erlöser nicht vergißt, in dem engen Seitengange der Akademie, der von einer einzelnen Lampe nur spärlich erhellt wird. Dort sitzen sie, die Geheimenräthe, die schönen Aristokratinnen mit den zierlichen Händen, die Blaustrümpfe und die Genies, in ihre Pelze gewickelt — denn es ist bitter kalt, — und warten, bis auch die kleine Lampe erlischt, und nun auf der dunkeln Wand eine schöne Transparentcopie von Raphael oder Correggio oder sonst einem alten Herrn, immer heiligen Inhalts, in prachtvoll glühenden Farben sich aus dem Nichts hervorzaukert, und ein süßer, herzdurchbebender Gesang sich vernehmen läßt, von unsichtbaren Stimmen, ein alter Psalm, aber in einer Vollendung ausgeführt, wie man sonst bei uns nicht leicht eine Musik hören wird. Es ist der Domchor, die Auswahl der besten Aehlen, die man in Berlin aufstreift, und geschult, wie kein anderes Institut. Die aristokratische Frömmigkeit kann sich da wenigstens auf eine angenehme sinnliche Weise des Herrn und der Mutter Gottes erinnern.

Die Heiligen sind heut zu Tage nicht mehr mürrisch, sie treiben keine Ascetik, sie werfen ihr Angeßicht nicht mehr in den Staub, sie pilgern nicht mehr barhäuptig und barfüßig nach Jerusalem, sie schließen sich nicht ein in ihr Kämmerlein, sie lassen Jerusalem mit dem Dampfschiff kommen, und fahren bequem in's Concert, sich mit Anstand rühren und erbauen zu lassen.

Es ist Weihnachten. „Solch eine Nacht war's“, als unser Herr in seinem frommen Gemüth den Entschluß faßte, die christliche Barmherzigkeit aristokratisch zu legitimiren, sie zu einem Orden zu erheben, als er in christlich demüthigen, und doch königlich preussischen Worten die Stiftung des Schwanenordens beschloß. Der Orden hat jetzt ein Haus, die christliche Liebe ein Asyl, und die barmherzigen Schwestern mit schwarzen Kattunkleidern und weißen Kragen sind ein Gegenstand mehr, über den sich die Berliner Eckensteher amüsiren können.

„Solch eine Nacht war's“ — ein Jahr ist's her — in der Berlin glaubte, das liebe Christkind werde eine fertige Constitution durch irgend ein Portal — etwa bei dem preussischen Adler und dem russischen Pferdebandiger vorbei — in's alte Schloß wehen. Das Christkind hat sich verspätet, es ist erst im Februar gekommen, und auch seine Gabe war nicht grade das ersehnte Papier.

Im Gesellenvereine haben sie auch einen ungeheueren Weihnachtsbaum aufgerichtet, und statt des sonstigen Gebrülls zu Schnapps und Bier schallen jetzt bescheidene, an spruchlose Lieder von Sittsamkeit und Tugend, auch wohl von Patriotismus. Die Aristokratie des Liberalismus hat die doppelte Freude, sich reden zu hören, und die Menschheit zu bessern.

In allen Kirchen wird das Wort des Herrn rein und lauter gepredigt: aber im Voigtland — dies Stadtviertel ist ebensovienig local zu realisiren, als der Faubourg St. Germain oder ein Vst. — steigt nach wie vor der Alkohol in die Köpfe, nach wie vor fließen Ströme bairischen Bieres in die durstigen Kehlen bei Flügge und bei Wallmüller.

Und nach ein Paar Tagen ist der Traum zu Ende, die Kinder müssen wieder in die Schule, der Staatshömmorrhoidarius setzt sich wieder an den Aftentisch, und Gemüth, Poesie und Christenthum werden wieder in die Numpelkammer gesteckt.

2.

Neue Schriften über die ständischen Verhältnisse Preussens. — Die Schweizer Frage.

Bei der nahe bevorstehenden Eröffnung der Ausschüsse ist es von Interesse, die Tendenzen, welche sich in Beziehung auf das ständische Wesen geltend machen, öffentlich besprochen zu sehen. — Eine so eben erschienene Broschüre von v. Bardeleben, die aus dem Kreise der ostpreussischen Opposition hervorgegangen ist (Leipzig, Spamer), gibt den Ausschüssen den Rath, sich auf alle Fälle für incompetent zu erklären, auch wenn die Regierung ihnen nichts anderes vorlegen sollte, als den Strafgesetzentwurf. Mit Recht, denn wenn sich die Ausschüsse dazu herbeilassen, in dieser Angelegenheit einen ständischen Rath zu ertheilen, so geben sie die Sache der eigentlichen Stände um so mehr auf, da der Gegenstand aufs tiefste in das Leben des ganzen Volkes eingreift. Einzelne Punkte dieses Entwurfs haben schon zu Reclamationen Veranlassung gegeben, die dem Vernehmen nach von achtbaren Körperschaften an die Ausschüsse gelangen werden. Die merkwürdigste Bestimmung ist diejenige, welche den Historikern verbietet, etwas Nachtheiliges über die ehemaligen preussischen Könige zu sagen — eine Bestimmung, die der römischen Imperatoren und der römischen Päpste würdig ist.

Eine andere Schrift, von Biedermann, in welcher dieser unermüdliche Publizist einen Beitrag liefert zur Charakteristik der zweiten Curie Preussens, hat dasselbe Schicksal gehabt, das in der letzten Zeit allen Schriften des gesinnungstüchtigen Verfassers zu widerfahren scheint — sie ist confiscirt. So lange in der Presse das Eigenthum noch nicht gesetzlich gesichert ist, ist auch von einer Annäherung zur Pressfreiheit keine Rede.

Von J. Benedey ist wieder ein neues Buch erschienen, in welchem der Verfasser die preussische Geschichte seit der Restauration, und namentlich die diesjährige Ständerversammlung, mit großer Wärme und lebendigem Patriotismus beleuchtet. Er weist ganz richtig nach, daß die Revolution nur durch die gesetzliche Reform vermieden werden kann, und daß diese nur denkbar ist, wo die Vertreter des Volkes Muth und Energie haben und Bestimmtheit in dem, was sie wollen, und wo die Regierung Achtung vor dem Gesetze hegt. Benedey geht vom Standpunkte des deutschen Patriotismus aus, aber er sieht ganz richtig in Preußen den Centralpunkt der deutschen Entwicklung.

Sehr interessant ist noch eine Broschüre: Die Landtagsverhandlungen über die bürgerliche Stellung der Juden in Preußen. Mit Beziehung auf Oesterreich (Leipzig, Grunow), in welcher zuerst der gesetzliche Zustand,

dann die ständischen Debatten in zweckmäßigem Auszug gegeben werden. Zum Schluss ist eine Tabelle angehängt, welche die Stellung der Juden zuerst in den verschiedenen deutschen Staaten, dann in den übrigen europäischen Staaten in Parallele stellt. Staatsbürgerrechte sind ihnen zugestanden: in Preußen seit 1812, in Baiern seit 1813, in Württemberg factisch, aber nicht ausdrücklich, in Baden seit 1808, in Kurhessen seit 1816, ebenso in Frankfurt a. M., Braunschweig, Sachsen-Weimar und Meiningen. In den übrigen deutschen Staaten sind sie ihnen nicht zugestanden. Die übrigen Gegenstände, die in Vergleich gestellt werden, sind: Bevölkerung, Wohnrecht, Freizügigkeitsrecht, Gesetzgebung hinsichtlich der fremden Juden, Gewerbsrechte, Handelsrechte, Grundbesitzrechte, Befähigung zu verschiedenen Aemtern, zum Militär, ständische Rechte (nur in den beiden Hessen und Braunschweig zugestanden), dann die besonderen Pflichten der Juden, die Cultus- und Unterrichtsangelegenheiten, die soziale Stellung und der Culturzustand. Zuletzt werden die einzelnen bedeutenden Männer, die sich in den verschiedenen Ländern unter den Juden hervorgethan haben, namhaft gemacht.

Die schweizer Angelegenheit, soweit die Intervention der Großmächte in's Spiel kommt, schien nach der Unterwerfung von Wallis, der Erklärung Lord Palmerstons im englischen Parlament, welcher auch die vollständig umgestaltete Sprache im Journal des Débats folgte, und nach Beilegung der Angelegenheit von Neuchâtel erledigt; da erscheint plötzlich, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, der fulminante Artikel im österreichischen Beobachter, verdreht das aller Welt bekannte und selbst von den Gegnern der Eidgenossen nur noch schwach angefochtene Rechtsverhältniß, und droht in nicht ganz bestimmten, aber doch ziemlich impertinenten Ausdrücken auch jetzt noch mit einer bewaffneten Vermittelung, jetzt, wo es sich zeigt, daß selbst diejenigen Cantone, denen man den ärgsten Fanatismus und die finsterste Bigotterie zutraute, theils geknechtet, theils augenblicklich verführt waren von einer kleinen Bande erkaufte Verräther, die mit dem Ausland gegen die Freiheit ihres Vaterlandes conspirirten. Hoffentlich werden sich aber selbst die Abgeordneten der „conservativen“ Mächte scheuen, einem Siegwart Müller, nachdem man ihm eben die geraubte Krone abgenommen hat, nachzulaufen und mit ihm, wie mit einem Ebenbürtigen, im Namen ihrer Souveraine zu unterhandeln. Jedenfalls hat die Eidgenossenschaft das Recht, solche Unterhandlung nicht zu dulden.

VIII.

Monatsrosen von Karl Beck.

So eben empfangen wir ein glänzend ausgestattetes Heft neuer Geistesproductionen unfres trefflichen Karl Beck. Wenn es schon eine Erquickung ist, nach dem ziemlich langen Schweigen, welches die deutsche Muse beobachtete, wieder einmal einen Klang zu vernehmen, so wird unser Genuß auf's Aeußerste erhöht, wenn dieser Klang in so herrlicher Melodienfülle, wie hier, der Lyra entströmt. K. Beck hat mit diesem Hefte ein umfangreiches Unternehmen begonnen, ein Werk, welches den Lesern ebenso die Vortheile einer Monatschrift, wie die Annehmlichkeiten einzelner für sich abgeschlossener Bücher bietet; und es dürfte sich dieser Weg, seine in letzter Zeit theils vollendeten, theils vorbereiteten Schöpfungen mitzutheilen, in jeder Hinsicht die Anerkennung des Publikums erwerben.

Das vorliegende Januarheft der „Monatsrosen“ enthält in zwei Abtheilungen: „Berliner Elegien“ und „Amoretten.“ Es würde die Grenzen einer Correspondenz

überschreiten, wollten wir auf eine Beurtheilung und Zergliederung der unter den eben genannten Titeln vorgeführten einzelnen Gedichte eingehen. Wir geben nur den allgemeinen Eindruck, welchen diese Produktionen auf uns machten, wieder.

Wer denkt nicht bei den Namen Karl Beck's an brausenden Sturm, an lohendes Feuer, an Ergüsse einer heißblütigen, wildbringenden Natur? Und so zeigte sich unser Dichter in der That in seinen früheren Produktionen, und zum Theil auch in seinem Hauptwerke „Tanko,“ welches immer noch nicht jene Verbreitung gefunden, die es als eine eben so eigenthümliche, wie vollsaftige Schöpfung in unserer Literatur gewiß verdient. Es liegt in dem Wesen einer jeden auf solche Weise in jugendlichem Sturme und Drange ausbrechenden und gebärenden Phantasie, daß Schlacke und edles Metall chaotisch durch einander gemengt zum Vorschein kommen. Bei einem wirklich für eine höhere Reise in der Kunst organisirten Geiste bleibt jedoch der Läuterungsprozeß niemals aus, und der Beobachter genießt in der vor Aller Augen sich darlegenden Entwicklung eines Dichters ein eben so ergößendes, wie lehrreiches Schauspiel. Andererseits wüßten wir auch keinen zu ächter Bedeutung gelangten Poeten, der nicht gerade solch eine Gährung und Durchbildung in sich erlebt hätte, so daß, im Gegentheil, ein namentlich formell schon abgeschlossenes und ausgeglättetes Antritts-Werk einem jungen Autor kaum ein günstiges Vorurtheil erwecken dürfte.

Wir können nach dieser Vorbemerkung nun unser Urtheil über die neuesten Produktionen K. Beck's in das Eine Wort zusammenfassen: Beck ist zum Künstler herangereift. Wen gemahnte es nicht, wenn er z. B. unter den „Berliner Elegieen“ das melodische Genrebild „Der Schreiber“ liest, an sogenannte klassische Compositionsweise, an eine Vollendung äußerer und innerer Form, an eine Plastik, wie wir sie bei den verstorbenen Koryphäen unsrer Literatur finden? Beck hat das heilige Maaß der Schönheit erkannt, und durchdrungen und geweiht von dieser Erkenntniß, zwang es ihn, Alles abzuschneiden und zu verwerfen, was irgend mit der Einheit und Klarheit der Auffassung, so wie mit der harmonischen Gliederung der Durchführung in Widerspruch stand, namentlich alle Ueberschwänglichkeit und Ueberfülle in Bildern, mußte unter dem Verworfenen auch Manches fallen, was seiner Phantasie gewiß hoch theuer war, und mochten ihm diese operativen Bestrebungen des erwachten Bewußtseins künstlerischer Abrundung hier und da bittere Schmerzen verursachen. Glücklicher, wenn es wie Beck endlich gelungen, seine Natur zu zähmen und zu regeln und mit Obmacht über den erkornen Vorwurf zu walten. Und wir können uns nach diesen ersten Schritten, welche er im neuen Kreise gethan, den schönsten Hoffnungen auf eine reiche und bedeutungsvolle Zukunft hingeben, wenn der herrliche Dichter neben seinen künstlerischen Intentionen darauf ausgeht, seinen Geist stofflich mit immer größerer Wissenserfahrung, mit aller möglichen Errungenschaft der Vergangenheit zu befruchten, und in dieser Befruchtung seine Weltanschauung zu erhöhen und zu erweitern.

Möge das deutsche Volk, welchem in den „Monatsrosen“ eine belletristische Zeitschrift von so hervorragendem Werthe geboten wird, nun auch durch eine zahlreiche Theilnahme ihr volles, lebendiges Interesse zu erkennen geben, um so mehr, als, neben dem trefflichen Gehalte, auch der bei wahrhaft glänzender Ausstattung äußerst billige Preis eines jeden Heftes die willkommenste Einladung sein dürfte.

Citus Ulrich.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrá.

Die erste, welche ich auf dem Wege nach Berlin gefunden habe, ist die von dem Herrn von Schönerberg, welcher in der That ein sehr gelehrter Mann ist, und welcher mir sehr viele interessante Nachrichten gegeben hat.

Die zweite, welche ich gefunden habe, ist die von dem Herrn von Schönerberg, welcher in der That ein sehr gelehrter Mann ist, und welcher mir sehr viele interessante Nachrichten gegeben hat. Die dritte, welche ich gefunden habe, ist die von dem Herrn von Schönerberg, welcher in der That ein sehr gelehrter Mann ist, und welcher mir sehr viele interessante Nachrichten gegeben hat. Die vierte, welche ich gefunden habe, ist die von dem Herrn von Schönerberg, welcher in der That ein sehr gelehrter Mann ist, und welcher mir sehr viele interessante Nachrichten gegeben hat. Die fünfte, welche ich gefunden habe, ist die von dem Herrn von Schönerberg, welcher in der That ein sehr gelehrter Mann ist, und welcher mir sehr viele interessante Nachrichten gegeben hat.

Die sechste, welche ich gefunden habe, ist die von dem Herrn von Schönerberg, welcher in der That ein sehr gelehrter Mann ist, und welcher mir sehr viele interessante Nachrichten gegeben hat. Die siebente, welche ich gefunden habe, ist die von dem Herrn von Schönerberg, welcher in der That ein sehr gelehrter Mann ist, und welcher mir sehr viele interessante Nachrichten gegeben hat. Die achte, welche ich gefunden habe, ist die von dem Herrn von Schönerberg, welcher in der That ein sehr gelehrter Mann ist, und welcher mir sehr viele interessante Nachrichten gegeben hat. Die neunte, welche ich gefunden habe, ist die von dem Herrn von Schönerberg, welcher in der That ein sehr gelehrter Mann ist, und welcher mir sehr viele interessante Nachrichten gegeben hat. Die zehnte, welche ich gefunden habe, ist die von dem Herrn von Schönerberg, welcher in der That ein sehr gelehrter Mann ist, und welcher mir sehr viele interessante Nachrichten gegeben hat.

Die elfte, welche ich gefunden habe, ist die von dem Herrn von Schönerberg, welcher in der That ein sehr gelehrter Mann ist, und welcher mir sehr viele interessante Nachrichten gegeben hat. Die zwölfte, welche ich gefunden habe, ist die von dem Herrn von Schönerberg, welcher in der That ein sehr gelehrter Mann ist, und welcher mir sehr viele interessante Nachrichten gegeben hat.

Alles Gute.

Verfasst von dem Herrn von Schönerberg, welcher in der That ein sehr gelehrter Mann ist, und welcher mir sehr viele interessante Nachrichten gegeben hat.

Druck von J. G. Reimer.

X

John

60285

R 4 -